



AUSGABE 16

Transformation

RAUMWISSEN

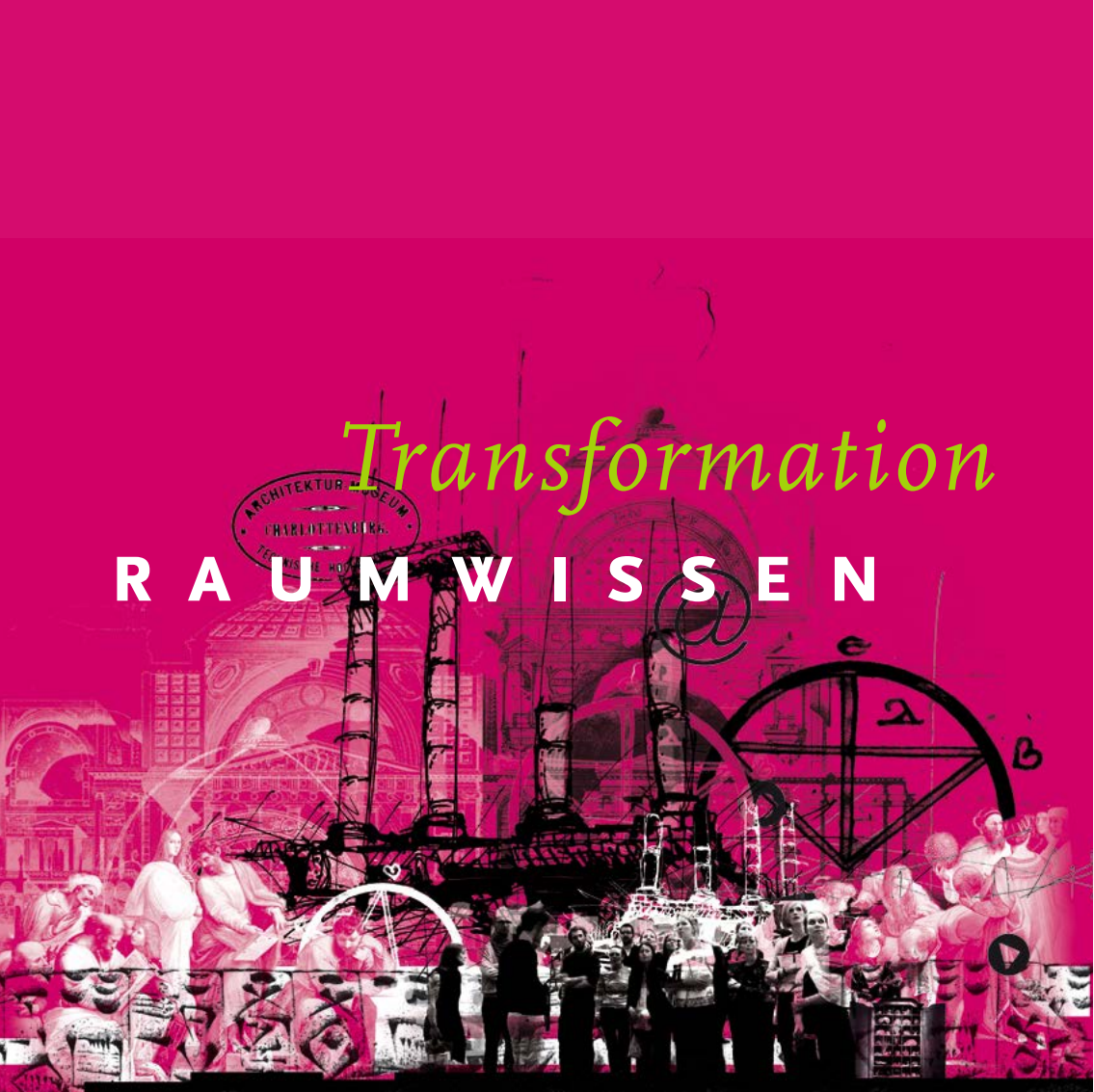
EXCELLENCE
CLUSTER



TOPOI

Transformation

RAUMWISSEN



EDITORIAL



Foto: Bernd Wannemacher

Liebe Leserin, lieber Leser,

der berühmte Parthenon in Athen hat über die Jahrhunderte rasante Transformationen erlebt: So wurde der für die Göttin Athene errichtete Bau seit seiner Entstehung als eine Kirche, als Moschee und als Munitionslager genutzt. Erst seit dem 18. Jahrhundert wird er von Griechenlandreisenden wieder als antiker Tempel wahrgenommen. Archäologen, die ein Bauwerk ausgraben, entscheiden, welche Phase innerhalb seiner Geschichte sichtbar bleiben oder werden soll. Doch auch die Fragen, mit denen sich die Altertumswissenschaften dem Überlieferten zuwenden, verändern sich. Im Keytopic Transformation, einer projektübergreifenden Arbeitsgruppe in Topoi, gehen Forscherinnen und Forscher den vielfältigen Dimensionen des Begriffs nach. Von der Arbeit der Restauratoren über den Wandel der Museen bis hin zu Transformationen der Antike in der englischen Literatur gibt dieses Heft Einblick in die Bedeutung des Begriffs für die Forschungen in Topoi.

Auch die Zeitschrift Raumwissen hat eine kleine Transformation erlebt. Neben einer leisen Überarbeitung des Layouts gibt es die neuen Rubriken »Disziplinen, Methoden«, »Gegenstände« und »Zwischenräume«, die Ihnen noch mehr von den Arbeitsweisen und dem Miteinander in Topoi zeigen sollen.

Im Namen des Vorstandes wünscht Ihnen viel Vergnügen bei der Lektüre

A handwritten signature in blue ink that reads "Michael Meyer".

Prof. Dr. Michael Meyer

INHALT

Ansichten	Transformationen von Sicht- und Denkweisen	4
Essay	Transformationen des Museums von Christine Gerbich, Bernhard Graf, Stefan Weber	8
Fragen Themen	Museumsvisionen Ein Studierendenprojekt zur Berliner Museumsinsel	14
	Wie begründet sich Autorität? Über Transformationen eines brisanten Konzepts	24
Disziplinen Methoden	Restaurieren, Konservieren Vom Umgang mit Veränderungen	34
Im Porträt	Katharina Steudtner Transformation denken	38
	Verena Lobsien Topopoetologin	44



Die frühere Topoi-Sprecherin und heutige Präsidentin des Deutschen Archäologischen Instituts spricht unter anderem über Transformationen des Exzellenzclusters Topoi.

Interview	Friederike Fless Über Archäologie, Diplomatie und die Lust am Denken	50
Gegenstände	Im Dialog mit zukünftigen Museumsbesuchern Der Digitale Diwan von Andrew Curry	58
Zwischenräume	Edition Topoi Ein Forum zum Austausch für Forscherinnen und Forscher, on- und offline	66
	Impressum	71
	Partner in Topoi	72
	Über Topoi	73

Transformationen von Sicht- und Denkweisen



Zunächst ein Fall von Materialtransformation: Seine Fassadenskizze, Beitrag zum Architekturwettbewerb für die Berliner Museumsinsel 1883, nutzte der Architekt und Künstler Karl Junker als Maluntergrund für eine Landschaftsdarstellung. Der Wettbewerb selbst war Beginn einer bedeutenden städtebaulichen Transformation (S. 14).

Stadtmuseum Lemgo, Inv. Nr. 80/194



Taq-e Kesra steht etwa 35 Kilometer südöstlich von Bagdad. Ernst Herzfelds Fotografie von 1908 unterstreicht das Majestätische der sassanidischen Palastruine. Historisch zwischen Antike und frühem Islam zu verorten, war die Stadt Ktesiphon ein Raum des Austauschs zwischen verschiedenen Kulturen jener Zeit.

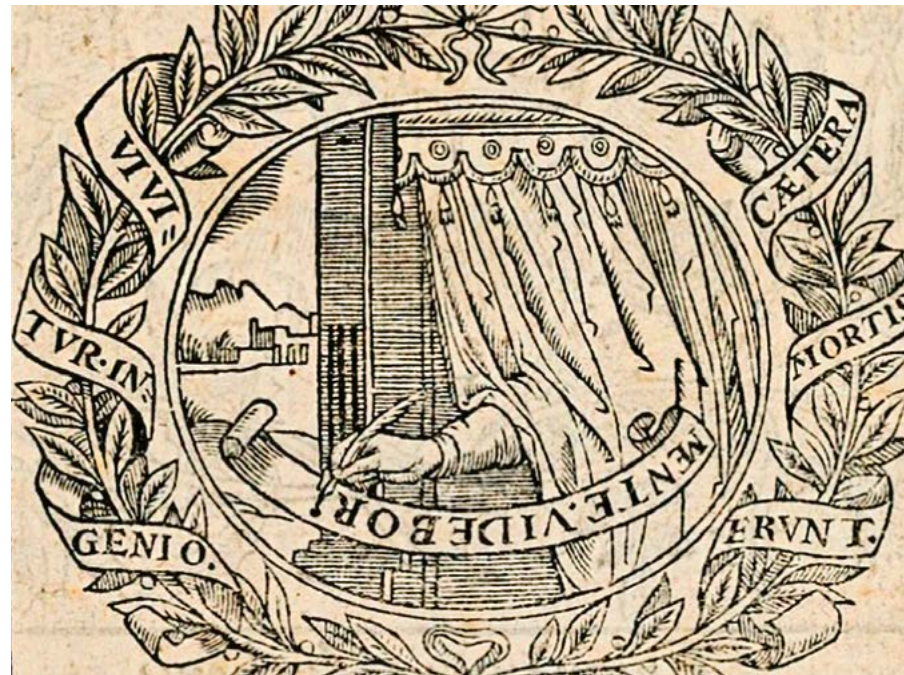
Welche Bedeutung antiken Räumen im Verlauf der Zeit zugeschrieben wurde, ist Gegenstand der Topoi-Area C. Friederike Fless erläutert, wie solche Zuschreibungen entstanden (S. 50). Katharina Steudtner arbeitet an ähnlichen Fragen zum Heiligtum in Didyma (S. 38).

Foto: Museum für Islamische Kunst, Staatliche Museen zu Berlin



Das Museum ist ein zentraler Ort der Weitergabe archäologischer Erkenntnisse. Aber wie präsentiert es sie? Bei der Konzeption von Ausstellungen ist das Expertenwissen über die Objekte ebenso wichtig wie die Vorstellung davon, wer die Besucherinnen und Besucher sein werden und was sie hier erfahren sollen. All das verändert sich. Die 1932 neu eröffnete Dauerausstellung Islamischer Kunst im Pergamonmuseum präsentierte im Ktesiphonraum Funde mit wenig Kontext und als preziose Objekte. Ein Essay thematisiert Wandlungen in der Ausstellungsentwicklung (S. 8), die Rubrik »Gegenstände« eine App, die das partizipative Kuratieren unterstützen soll (S. 58).

Foto: Museum für Islamische Kunst, Staatliche Museen zu Berlin



Auch die Vorstellungen von immateriellen Räumen unterliegen Transformationen. Das Frontispiz von Henry Peachams Emblemband »Minerva Britanna« (1612) führt tief in Fragen hinein, mit denen sich die Anglistin Verena Lobsien beschäftigt: Wie wurden in der englischen Literatur der frühen Neuzeit antike Denkweisen aufgegriffen und verändert? Was bedeutete dies für die Vorstellungen von den Räumen der Seele? »Im Geiste wird man mich erkennen«, schreibt jene Hand, die wir offenbar nur im Spiegel sehen (S. 44).

Original: The Getty Research Institute, digitalisiert von: Internet Archive. Public domain



Wo liegen oder hängen Teppiche zu Hause? Wie benutzt man sie, wie werden sie gepflegt? Welchen Wert haben sie? Die Objekte aus den Sammlungen des Museums für Islamische Kunst eignen sich hervorragend, um über kulturelle Vielfalt ins Gespräch zu kommen.

Museum für Islamische Kunst, Staatliche Museen zu Berlin, Foto: Stefan Weber, 2014

Museum im Wandel Partizipative Ansätze der Ausstellungsentwicklung

Ein Essay von Christine Gerbich, Bernhard Graf, Stefan Weber

Für wen sammeln, erhalten und forschen Museen? Für die Vergangenheit? Für die Gegenwart? Oder für eine sich rapide verändernde Wissensgesellschaft der Zukunft? Angestoßen durch eine kulturwissenschaftliche Betrachtung von Museen seitens der sogenannten Neuen Museologien wird in den letzten Jahren auch in Deutschland über die Zukunftsfähigkeit der Institution Museum diskutiert: Welche Fragen wird die Gesellschaft der Zukunft an ihre Vergangenheit richten? Und welche Rolle sollen Museen mit ihren Sammlungen einnehmen, wenn es um die Auseinandersetzung mit diesen Fragen geht?

Das Museum für Islamische Kunst im Pergamonmuseum der Staatlichen Museen zu Berlin zählt mit bis zu 900.000 Besuchen im Jahr zu den touristischen Attraktionen Berlins. Die Sammlung des Museums umfasst rund 93.000 Objekte aus religiösen und weltlichen Kontexten. Die ältesten datieren aus dem 7., die jüngsten aus dem 19. Jahrhundert. Alle stammen sie aus islamisch geprägten Ländern in einer Region, die vom heutigen Spanien bis nach Indien reicht. Funde aus vorislamischer Zeit wurden als Quellen islamischer Kunst ebenfalls gesammelt. Das Museum ist aber auch eine international renommierte Forschungsinstitution, die seit ihrer Gründung 1932 an Grabungen beteiligt war. So wurde Ktesiphon, die einstige Hauptresidenz der vorislamischen Dynastie der Sassaniden, mit Unterstützung des Museums ausgegraben (Foto S.5). Die Funde aus Ktesiphon sollen im Sommer 2016 im Rahmen einer Sonderausstellung einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Wie kann das hoch spezialisierte Wissen der Altertumsforschung breiteren Öffentlichkeiten vermittelt werden? Im Topoi-Forschungsprojekt zu Ktesiphon arbeiten Archäologen und Museumsexperten eng zusammen. Eine Reflexion aus Museumssicht.

*Das Museum für Islamische Kunst ist ein Raum,
in dem auch Gegenwartsfragen verhandelt werden.*

Einer breiten Öffentlichkeit? Die Ergebnisse der Publikumsforschung zeigen: Das Museum wird mehrheitlich von bildungsnahen Menschen genutzt, und doch fällt auch ihnen die geografische und zeitliche Orientierung in der Geschichte islamisch geprägter Länder schwer. Beides soll sich nun ändern: Seit 2009 arbeitet das Museumsteam an der Neukonzeption der Dauerausstellung. Im Zuge der Planungen wird analysiert, wie Besucherinnen und Besucher darin unterstützt werden können, sich in der komplexen islamischen Kulturgeschichte zurechtzufinden. Zugleich geht es darum, das Verhältnis des Museums zu seinem Publikum und auch zu denen, die nicht kommen, zu hinterfragen und die Vermittlungsarbeit zu stärken. So wurden die vorhandenen Angebote in den letzten Jahren mit Hilfe von Drittmitteln ergänzt, z. B. durch die »Kulturgeschichten aus dem Museum für Islamische Kunst«, ein Angebot für Schulen in deutscher und türkischer Sprache, das die Geschichte der islamisch geprägten Welt anhand von Objekten aus der Sammlung erzählt. Bewusst wurde es in Zusammenarbeit mit Schülerinnen und Schülern sowie Lehrenden als den zukünftigen Nutzern entwickelt. Der Vermittlungsanspruch ist vergleichsweise hoch: Neben der Erfahrung von Kunst und Archäologie, also ästhetischer Praktiken und materieller Kultur, soll ein Zugang ermöglicht werden, der die historischen Kulturräume und ihre Vernetzung multiperspektivisch erschließt. Vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Islamdebatte soll die Sammlung des Museums damit auch genutzt werden, um

Wie erfahren die Museumsleute eigentlich, was die zukünftigen Besucherinnen und Besucher wissen und nicht wissen, was sie interessiert und welche speziellen Fragen sie haben? Über eine App für das partizipative Kurator schreiben Gastautor Andrew Curry (S. 58).

die Verquickungen der islamisch geprägten Welt mit Europa sichtbar zu machen und so stereotypen Kulturbildern entgegenzuwirken. Die ohnehin schon vielschichtigen Inhalte des Museums gewinnen dadurch eine zusätzliche, gegenwartsbezogene Komplexität, da das Thema Islam wie kaum ein anderes mit der Selbst- und Fremdbestimmung in der kollektiven Identitätsbildung verknüpft ist. Das Interesse des Museums an denen, die es besuchen und auch nicht besuchen, ist ein wichtiges Signal für ein verändertes Selbstverständnis. Wie viele der europäischen Nationalmuseen wurde die Institution Anfang des 20. Jahrhunderts gegründet. Museen sind seither wertsetzende Institutionen: Was sie sammeln, bleibt der Nachwelt erhalten und erlangt kulturelle Bedeutsamkeit; was sie erforschen, trägt zum Wissen über unsere Vergangenheit bei. Ihre Ausstellungen sind Abbild dieses auf Langzeiterhaltung ausgerichteten Denksystems. Das Museum für Islamische Kunst versteht sich jedoch zugleich auch als ein Raum, in dem Gegenwartsfragen verhandelt werden – und will zu dieser Debatte aktiv beitragen.



Das Museum für Islamische Kunst baut um – und ist auf der Suche nach neuen Wegen. Foto: Yelka Kant, 2014, Museum für Islamische Kunst, Staatliche Museen zu Berlin

Am Beispiel Ktesiphons zeigt sich die Bandbreite der Themen, die das Museum für seine Nutzerinnen und Nutzer bereithält. Sie reicht von objektbezogenem Detailwissen der Experten im Museum über die Verwobenheit antiker und islamischer Kulturen bis hin zur Frage, wie unser Geschichts- und Selbstverständnis entsteht. Solchen Fragen stellen sich ethnologische Museen schon seit längerer Zeit. Das Museum für Islamische Kunst will nun auch für die Archäologie diese Herausforderung aufgreifen. Dabei geht es auch um die Infragestellung eines universellen und dauerhaften Wertsetzungsanspruchs durch eine Haltung, die sich für die Fragen und Sichtweisen der (potenziellen) Nutzerinnen und Nutzer interessiert. Im Rahmen des Topoi-Forschungsprojekts zu Ktesiphon wird nun untersucht, wie der Anspruch auf Einbeziehung der Öffentlichkeit durch partizipative Formen der Ausstellungsentwicklung verwirklicht werden kann. Ein erster Schritt auf dem Weg bestand darin, das Bild von »der« Öffentlichkeit und »den« Besuchern unter die Lupe zu nehmen und unter Rückgriff auf aktuelle Forschungsergebnisse über die Vielfalt von Besuchsmotivationen und möglichen Nutzungsweisen von Museen zu reflektieren. Konkret erproben die Forscherinnen und Forscher ein Modell für den Dialog zwischen dem Ausstellungsteam und Interessierten aus der breiten Öffentlichkeit: Über das Konzept des »Museumsdiwans« wird dieser Dialog bereits in den Planungsprozess integriert. Man darf gespannt sein, auf welche Weisen die Ausstellung mit den faszinierenden Funden aus Ktesiphon ihre Besucherinnen und Besucher ansprechen wird.

Autorin und Autoren dieses Beitrags



Christine Gerbich, Museumswissenschaftlerin,
Freie Universität Berlin



Prof. Dr. Bernhard Graf,
Leiter des Instituts für Museumsforschung
der Staatlichen Museen zu Berlin



Prof. Dr. Stefan Weber,
Direktor des Museums für Islamische Kunst
im Pergamon-Museum Berlin

Museumsvisionen

Ein Studierendenprojekt zur Berliner Museumsinsel

In fast allen Projekten in Topoi arbeiten auch Studentinnen und Studenten mit. Eine besondere Form des Lernens ermöglichen Projektseminare wie dasjenige zu »Museumsvisionen«. Studierende forschen hier den Urhebern überlieferter Architekturentwürfe nach, denken sich in städtebauliche Visionen und Museumskonzeptionen ein und gestalten über all das eine Ausstellung und eine Publikation.

Man muss schon ziemlich gut hinschauen, um zu entdecken, dass hier zwei Bilder übereinander existieren: Als Malpapier für sein Bild einer Brücke hat der Lemgoer Architekt und Künstler Karl Junker eine zuvor von ihm gezeichnete Fassadenansicht benutzt, Teil seines Entwurfs für das Pergamonmuseum. Allein um dieses Papier heute, über 130 Jahre nach seiner Entstehung, ausfindig zu machen, war ein detektivisches Vorgehen notwendig, denn die meisten Einreichungen zum Museumsinselwettbewerb von 1883 waren anonym. Erst der Vermerk des Absendeortes in den Unterlagen der Wettbewerbsleitung führte auf die Spur des Architekten. Das Thema, mit dem sich die Projektgruppe »Museumsvisionen« unter der Leitung der Kunstwissenschaftlerin der Technischen Universität Berlin Bénédicte Savoy, des Leiters des TU-Architekturmuseums Hans-Dieter Nägelke sowie des Architekturkritikers Nikolaus Bernau auseinandersetzt, hat es in sich, en détail und en gros. Es geht um architektonische und städtebauliche Fragen, darum, wie Museen antike

Lehrende im Projekt

Museumsvisionen:

Prof. Dr. Bénédicte Savoy
(Topoi und Technische Universität Berlin)
Nikolaus Bernau
(Journalist/Architekturkritiker und Topoi-Fellow)
Dr. Hans-Dieter Nägelke
(Leiter Architekturmuseum TU Berlin)



Objekte präsentieren und welche Rolle Repräsentationsarchitektur für die nationale Selbstinszenierung spielen kann. Nicht zuletzt erlernen die Studierenden Spürsinn im Umgang mit Archivalien.

Museen für eine europäische Großmacht

Doch der Reihe nach: Im Jahr 1883, zwölf Jahre nach der Reichsgründung, wurde vom preußischen Kultusministerium eine »Öffentliche Concurrenz wegen Bebauung der Museumsinsel in Berlin« ausgeschrieben. Den Namen Museumsinsel gab es also schon, als der Wettbewerb ausgerufen wurde. Dabei war der nördliche Teil der Spreeinsel auch lange als Wohn- und Gewerbegebiet genutzt worden. Wie wenig geradlinig die Entwicklung zur »reinen« Museumsinsel war, zeigt sich daran, dass noch um 1830, also zeitgleich mit

Der Beitrag von Karl Junker wurde mit detektivischem Spürsinn entdeckt.

Die Entwurfsskizze für eine Fassade fand sich unter einer Landschaftsmalerei des Lemgoer Architekten und Künstlers.

Karl Junker, Lemgo, Übermalte Wettbewerbsunterlagen Gouache auf bedrucktem Papier, 36 x 23,5 cm
Stadtmuseum Lemgo,
Inv.-Nr. 80/194

Einen völlig neuen Charakter hatte die städtebauliche Situation durch die Stadtbahn erhalten, die seit 1882 den Himmel über der Museumsinsel zerschnitt.

der Eröffnung des ersten Museums dort (heute das Alte Museum), der neue Packhof fertiggestellt wurde, eine Art Zoll- und Steuerkontrollstelle mit großem Warenlager. Die Entwürfe dazu stammten von demselben Architekten Friedrich Schinkel, der auch das Museum entworfen hatte – übrigens das erste für die Öffentlichkeit bestimmte Museum in Preußen überhaupt. Was in dem Museum ausgestellt werden sollte, bestimmte eine Kommission unter Leitung Wilhelm von Humboldts. Diese beschied, dass auf der Museumsinsel sogenannte hohe Kunst gezeigt werden sollte, worunter man damals neben einer Antikensammlung auch ethnografische und prähistorische Ausstellungsstücke verstand. Gut fünfzig Jahre später, zum Zeitpunkt des Wettbewerbs von 1883, standen außer dem Schinkelbau das Neue Museum (fertiggestellt 1855) und die Nationalgalerie (fertiggestellt 1876). Einen völlig neuen Charakter hatte die städtebauliche Situation durch die Stadtbahn erhalten, die seit 1882 den Himmel über der Museumsinsel zerschnitt. Mit dem – nicht zuletzt von dem Direktor der Stadtbahn angeschobenen – Wettbewerb zielte man nun darauf ab, das Gelände so umzugestalten, dass die

Architektur mit den Repräsentationsbauten in Paris und London konkurrieren konnte und so die neue Rolle Berlins als Hauptstadt einer europäischen Großmacht unterstrich. Dass just in jenen Jahren durch deutsche Ingenieure und Altertumswissenschaftler im kleinasiatischen Pergamon ein antiker Altar von monumentalen Ausmaßen ausgegraben und nach Berlin verbracht wurde, bildete einen ebenso zentralen Baustein dieser Politik wie die Grabungen in Olympia.

Architekturwettbewerb als Prisma – Über das Entziffern von Plänen

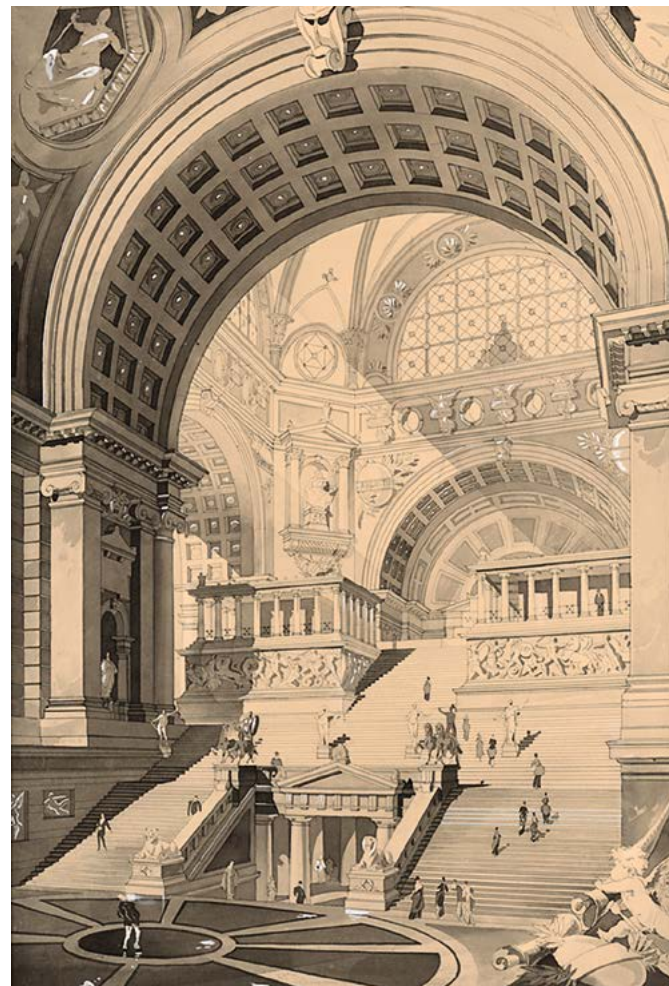
Mehr als fünfzig Architekten aus dem deutschsprachigen Raum, darunter die renommiertesten ihrer Zeit, reichten ihre Entwürfe zur Bebauung der Museumsinsel ein. In den letzten Jahren fanden Wissenschaftler einen Großteil der Wettbewerbsbeiträge wieder auf – teilweise im Original, teils auch nur reflektiert durch Besprechungen in zeitgenössischen Fachzeitschriften. Einige der Entwürfe waren auch schon damals im Auftrag des Ministeriums veröffentlicht worden. 1993 fasste eine Publikation von Stephan Waetzold die aufgefundenen Entwürfe zusammen, doch inzwischen sind nicht nur weitere Unterlagen wiederentdeckt worden, es wurden auch neue Fragestellungen entwickelt, die über die Analyse der architektonischen Lösungen hinausgehen. So hat sich die Projektgruppe »Museumsvisionen«, eine Kooperation zwischen Topoi und der TU Berlin, vorgenommen, die damals eingereichten Entwürfe, aber auch das Wettbewerbsgeschehen als Ganzes genau zu analysieren – quasi als Prisma zu den damaligen Debatten über Architektur, Museum und nationale Repräsentation. Ein ständiges Thema dabei: Wie transformierten sich die Vorstellungen davon, was als ausstellenswert betrachtet wird und wie Objekte präsentiert werden sollen? Beispielsweise lernten die Studierenden, dass um 1880 die völkerkundlichen Sammlungen nicht mehr in die Museumskonzeption passten und von der Museumsinsel verschwanden. Interessant war es, zu analysieren, wie die verschiedenen Architekturentwürfe den Pergamonaltar präsentieren wollten: hier als funktionalen Bestandteil in das Gebäude integriert, dort dezidiert



Steinerne Opulenz

Monumental und dynamisch übereinandergeschobene Bauvolumina und winzige Besucher in einer grandiosen Halle, in der selbst der Pergamonaltar klein ist:

Die Visionen für die Berliner Museumsinsel standen auch für das Selbstverständnis einer neuen europäischen Großmacht.



Entwurf Schmidt & Neckelmann, 1884

Einzelblätter:

S. 18: Querschnitt durch das geplante Museum mit (von links nach rechts) Hauptvestibül, großer Mittelhalle und Zentralraum für hellenistische Skulpturen mit dem Pergamonaltar

S. 19: Perspektivische Innenansicht Altarsaal

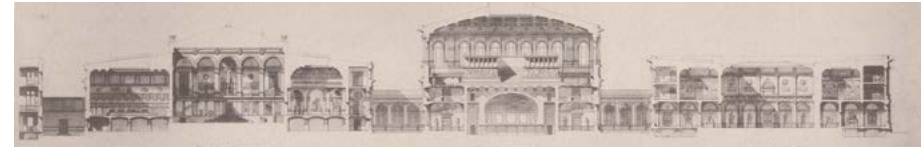
Architekturmuseum TU Berlin
Inv.-Nr. 12324,6 und 13621

Ein solches Projektseminar erfordert großes Engagement – seitens der Lehrenden, der Studierenden und, nicht zuletzt, der studentischen Mitarbeitenden: Moritz Dapper Mei-Hau Kunzi Merten Lagatz

als Ausstellungsstück behandelt, teilweise mit einer illusionistischen Hintergrundmalerei. Manche Architekten zeichneten pompöse, sakralisierende Raumsituationen, andere skizzierten mit nüchternem Strich klassizistische Formen und entwarfen damit jeweils eigene Vorstellungen des Museumsbesuchs.

Auch den städtebaulichen Visionen, die aus der Wettbewerbsaus-schreibung, den eingereichten Entwürfen und den Kommentaren der Jury sprechen, geht die Gruppe nach. Dabei waren die jungen Forscherinnen und Forscher erstaunt, festzustellen, wie sehr die heutige Gestalt der Museumsinsel – bis hin zur gerade entstehenden James-Simon-Galerie – den damaligen Visionen entspricht.

Die praktische Arbeit des Projekts reicht von der Recherche in Archiven bis zur Ausstellungsorganisation. Eine besondere Bedeutung hat das Schreiben: Jedes Teammitglied beschäftigte sich mit drei Entwürfen, forschte nach weiteren Dokumenten dazu und nach Unterlagen über die Architekten und verfasste auf dieser Grundlage ausführliche Kommentare etwa zur Art der Visualisierung, zu städtebaulichen Konzepten oder zum Verständnis von der Einrichtung »Museum«, die sich darin ausdrücken. Meist war es gar nicht einfach, sich überhaupt in die Entwürfe hineinzulesen, manchmal war die Lupe nötig, um zu entziffern, wie die Architekten beispielsweise die Ausstellungsgestaltung oder die Besucherführung angelegt haben. In wöchentlichen Seminarsitzungen und einem Schreibworkshop mit dem Journalisten und Architekturkritiker Nikolaus Bernau, Senior Fellow von Topoi im Jahr 2014, konnten die Studierenden ihre Texte weiterentwickeln.



Chance verpasst, findet Merten Lagatz, einer der am Projekt beteiligten Studenten. Dieser Entwurf von Hubert Stier überbaut mit einem Pergamonmuseum die Stadtbahn und doch gelingt es ihm nicht, eine neue Größe in der Berliner Stadtsilhouette zu schaffen.

Entwurf Hubert Stier, Ansicht von der Spree, Längsschnitt, 1884; Architekturmuseum TU Berlin, Inv.-Nr.: B 1697

Die Ausstellung

Um eine breitere Öffentlichkeit zu erreichen, werden die Ergebnisse voraussichtlich ab September 2015 in einer Ausstellung präsentiert. Für deren Gestaltung arbeitet das Projekt auch mit Studierenden der Szenografie an der TU Berlin zusammen – eine nicht von vornherein geplante, aber sehr fruchtbare interdisziplinäre Zusammenarbeit.

Die viele Arbeit dürfte sich für die Studierenden mehrfach auszahlen: nicht nur in der Freude darüber, mit Ausstellung und Publikation einen Beitrag zur aktuellen Debatte um die Museumsinsel geleistet zu haben. Sondern auch darin, dass sie durch ihre zugleich intensiv forschende wie praxisbezogene Teamarbeit unterschiedliche Berufsbilder in diesem Bereich kennenlernen.



Die Gruppe »Museumsvisionen« beschäftigt sich mit den Entwürfen für die Berliner Museumsinsel von 1883. Recherchen vor Ort gehören zur Projektarbeit.

Foto: Bénédicte Savoy 2015

Studierendenprojekte in Kooperation mit Topoi

In sämtlichen Forschungsprojekten von Topoi arbeiten auch Studierende mit. Eine besondere Form der Lehr- bzw. Lernveranstaltung sind die Projektseminare oder Studierendenprojekte, die in der Regel vielfältige Aktivitäten »zwischen Theorie und Praxis« umfassen und in denen die Studierenden stark eigenverantwortlich komplexe Aufgaben bearbeiten. Beispiele für bisherige Studierendenprojekte in Kooperation mit Topoi sind:

Die Berliner Museumsinsel. Internationale Besucherstimmen 1830–1990

Verstreut publizierte Reaktionen internationaler Besucherinnen und Besucher der Museumsinsel wurden zu einer eigenen Veröffentlichung zusammengestellt.

kuk.tu-berlin.de

Digitales Forum Romanum

Ein digitales Modell soll das verlorene Erscheinungsbild des Forum Romanum in verschiedenen antiken Epochen rekonstruieren und es so wieder verstehbar machen.

digitales-forum-romanum.de

Auf den Kopf gestellt

Eine Ausstellung brachte Welt-Bilder und Bild-Welten aus verschiedenen Epochen und Kulturkreisen in einer ungewöhnlichen Präsentation zusammen, um unsere Sehgewohnheiten auch im übertragenen Sinn auf den Kopf zu stellen.

topoi.org

Auch in den B.Sc.- und M.Sc.-Studiengängen Geografische Wissenschaften sowie dem M.Sc.-Studiengang Landschaftsarchäologie finden regelmäßig Projektseminare mit Studierenden statt. Diese in ganz Europa durchgeführten Geländeprojekte werden häufig in enger Kooperation mit Topoi organisiert. Die jungen Forscher bringen darin ihr jeweiliges Wissen zusammen, um den komplexen Fragen des Landschaftswandels nachzugehen.

Wie begründet sich Autorität?

Über Transformationen eines brisanten Konzepts

Warum nimmt der Patient die vom Arzt verordnete Medizin? Warum folgen Gläubige einem Priester? Warum lernen Schüler von ihrem Lehrer? Der Grund für all diese Verhaltensmuster ist, dass Personen und ihrem Wissen Autorität zugeschrieben wird. Über welche sozialen Prozesse in der Antike Autorität geschaffen und in Heilkunde, Religion, Philosophie oder Mathematik Wissen als gültig legitimiert wurde, ist das Thema einer Topoi-Forschergruppe, in der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unter anderem aus der Religionswissenschaft, der Theologie, verschiedenen Philologien und der Wissenschaftsgeschichte zusammenarbeiten.

»Meister und Jünger, Lehrer und Schüler, Arzt und Patient – Autorität findet in sozialen Beziehungen statt, und besonders in solchen, die der Vermittlung und Anwendung sehr spezifischen Wissens dienen«, sagt Almut-Barbara Renger. Die Professorin für Religionswissenschaft an der Freien Universität Berlin ist Sprecherin der Topoi-Forschergruppe »Personal Authorisation of Knowledge«, in der mehr als zwanzig Forscherinnen und Forscher aus hauptsächlich religions- und wissenschaftsgeschichtlichen Perspektiven der Beziehung zwischen Autorität und Wissen nachgehen. Der Untersuchungsrahmen, den sich die Forschergruppe gesteckt hat, ist weit. Er reicht zeitlich etwa von 500 v. Chr. bis ins Jahr 500 unserer Zeitrechnung. Räumlich werden primär Kulturen rund um das Mittelmeer betrachtet, wichtige Impulse kommen aber auch aus der Beschäftigung mit weiter östlich gelegenen Kulturkreisen. »In unseren Arbeiten wird uns im-

Area B in Topoi widmet sich den verschiedenen Praktiken, symbolischen Ordnungen und Konzepten des Wissens, die die antiken Gesellschaften auch in räumlicher Hinsicht prägten. Die Forschergruppe B-5 fragt nach den sozialen Bedingungen für die Anerkennung von Wissen.

Es wurde zwischen Amtsgewalt, potestas, und Ansehens- und Überzeugungsmacht, auctoritas, unterschieden.

mer wieder deutlich, wie stark die verschiedenen Kulturen des Mittelmeers und benachbarter Gebiete aufeinander bezogen waren. Das waren keine monolithischen Blöcke. Es gab zahlreiche Formen und Dynamiken des interethnischen und interkulturellen Kontakts und Wissenstransfers – sogar bis nach Ostasien«, unterstreicht Renger. So zählen auch Untersuchungen zu medizinischen Experten in China oder zu frühen Formen des Christentums in Asien zu dem Projekt.

Ursprünge und Wandlungen der *auctoritas*

Die Wege, wie Autorität jeweils legitimiert wird, sind historisch unterschiedlich und vom jeweiligen Kontext abhängig. Damit gehen Transformationsprozesse einher, die schon an der Geschichte des Begriffs deutlich werden: »Autorität« geht auf das lateinische Substantiv *auctoritas* zurück, das in der Politik der römischen Republik eine wichtige Rolle spielte. Hier wurde zwischen Amtsgewalt, *potestas*, und Ansehens- und Überzeugungsmacht, *auctoritas*, unterschieden. Während die *potestas* bei den Magistraten und der Volksversammlung lag und sie zu Entscheidungen ermächtigte, hatte der Senat die *auctoritas*, das Beschlossene auf Übereinstimmung mit der politischen und religiösen Tradition des Staates zu überprüfen. Almut-Barbara Renger führt weiter aus: »Dieses Prinzip der Ansehensmacht drückte sich auch darin aus, dass im Senat Akteure mit der größten *auctoritas* vor denjenigen sprachen, die weniger Autorität zuerkannt bekamen.«

Eine interessante These, mit der sich Renger beschäftigt, geht davon aus, dass sich die christliche *auctoritas*-Vorstellung aus der klassisch-römischen entwickelt habe. Eine wichtige Quelle für diese Überlegung ist ein Brief aus dem Jahr 494, in dem Papst Gelasius I. den damaligen oströmischen Kaiser Anastasios I. auf den Unterschied zwischen seiner eigenen Autorität als geistliches Oberhaupt und dessen Amtsgewalt als Herrscher hinweist. Hierfür greift der Papst mit den Worten *potestas* und *auctoritas* auf die Terminologie der römischen Rechtssprache zurück.

Renger untersucht Herrschaftsrelationen in verschiedenen historischen Kontexten. Ihr Schwerpunkt liegt darauf, die Akteure, ihr Handeln, ihre Sozialbeziehungen und die Dynamik ihrer Interaktion zu verstehen: »Besonders instruktiv sind dafür die entsprechenden Erzählungen: Narrative, die Autorität bestätigen oder zuallererst generieren.« In vielen Kulturen beziehen sich Akteure, die Führung beanspruchen, zu ihrer Legitimation auf Personen oder Geschehnisse, die ihnen vorangehen. »Herrschaft braucht Herkunft«, fasst dies ein Bonmot des Ägyptologen und Kulturwissenschaftlers Jan Assmann zusammen.

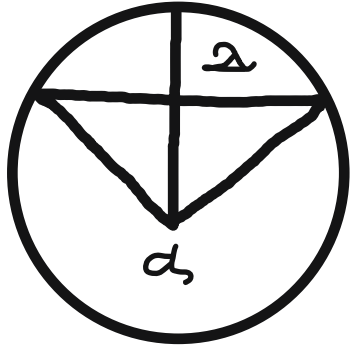
Almut-Barbara Rengers Interesse gilt dabei insbesondere Autorisierungen durch Sukzession, also einer institutionalisierten Nachfolge, wie es sie beispielsweise in philosophischen Schulen gab – und wie sie heute in dem (keineswegs unumstrittenen) Lehrstuhlprinzip an vielen deutschen Hochschulen nachwirkt. Die Lehre der großen

Philosophen wurde jeweils vom Lehrer an den Schüler weitergegeben. Als Glied einer solchen Sukzession zu gelten hieß in der Regel, Autorität zu haben, auch in Bezug auf Wissen. »Solche Strukturen finden sich in ähnlicher Form in vielen religiösen Kontexten. Man denke nur an die apostolische Sukzession der Bischöfe in ihrem Amt – nach kirchlicher Deutung Zeichen und Garantie von Kontinuität in Lehre und Glauben.«

Die Lehre der großen Philosophen wurde jeweils vom Lehrer an den Schüler weitergegeben.

Autorisierungsstrategien in literarischen Herkunftserzählungen und Wissenschaftsrhetorik

Nicht nur Personen oder Institutionen können Führungs- und Wissensansprüche legitimieren. Auch in literarischen Texten finden sich Legitimierungsstrategien. Solchen literarischen Formen der Autorisierung geht Markus Witte, Professor für Exegese und Literaturgeschichte des Alten Testaments an der Humboldt-Universität zu Berlin, nach. Er forscht zur israelitisch-jüdischen Literatur aus hellenistischer Zeit und hat beobachtet: Um den eigenen Herkunftserzählungen Glaubwürdigkeit zu verleihen, haben die Verfasser auch Figuren der griechischen Mythologie oder sogar erfundene Charaktere integriert, denen sich ein besonderes prophetisches oder kultisch-rituelles Wissen zuschreiben ließ. So findet sich bei-



Ein Diagramm kann als Argument dienen. Saskia Lingthaler untersucht in ihrer Dissertation, die im Rahmen der Forschergruppe entsteht, wie mit Diagrammen Themen der griechischen Mathematik und Philosophie vermittelt wurden – hier nachgezeichnet ein Beispiel aus einer mittelalterlichen Handschrift von Aristoteles' »De Caelo«. Die Gedanken erhielten damit Evidenz und Objektivität – während die Autorität des Verfassers an Bedeutung verlor.

spielsweise bei dem Geschichtsschreiber Kleodemus Malchos eine spannende Darstellung, wie der griechische Held Herakles zum Ehemann einer Urenkelin Abrahams wurde – eine Transformation sowohl jenes griechischen Mythos als auch der eigenen Herkunftserzählung.

Mathematik als Urtyp einer autoritativ beweisenden Wissenschaft

Markus Asper wiederum, Professor für Gräzistik an der Humboldt-Universität, widmet sich der Konstruktion von Autorität in wissenschaftlichen Diskursen. In der Betrachtung vor allem griechischer, aber auch babylonischer, chinesischer und moderner westlicher Wissenschaftsdiskurse interessiert ihn das Nebeneinander von an Personen gebundenen und apersonalen Formen von Autorität. Eine von ihm betreute Dissertation untersucht beispielsweise, wie Aristoteles aus der Beschäftigung mit dem mathematischen Denken seiner Zeit ein Verständnis der Mathematik als Urtyp einer autoritativ beweisenden Wissenschaft entwi-



Starauftritt zur Steigerung der Überzeugungskraft der eigenen Herkunftserzählung:

Der griechische Mythos schildert in vielen Erzählungen die ungeheure Stärke des Herakles. Das Trinkschalenbild des Nikosthenes-Malers, um 500 v. Chr., zeigt ihn im Kampf mit Apoll. Bei seinem Kampf mit Antaios sollen ihn nach dem jüdischen Geschichtsschreiber Kleodemus Malchos zwei Enkel Abrahams, Apher und Aphras, unterstützt haben. Durch die Hochzeit mit einer Tochter des Aphras wird dann Herakles Teil der Familie und damit auch der jüdischen Urgeschichte.

Foto: Antikensammlung, Staatliche Museen zu Berlin, Ident.Nr. 1964.4, Foto: Johannes Laurentius



In der Renaissance wurden die großen Denker des Altertums als Autoritäten neu entdeckt – so etwa auf Raffaels Fresko »Schule von Athen«, gemalt 1509 für Papst Julius II. in dessen offizieller Residenz. Im Zentrum diskutieren hier Platon und Aristoteles, neben ihnen sind Philosophen und Wissenschaftler wie Pythagoras, Heraklit oder Diogenes dargestellt.

Auch jüdische und pagane griechische Autoren beanspruchten die Autorität der großen Philosophen und anderen Schriftsteller für ihre jeweiligen Genealogien.

Vatikan, Stanza della Segnatura. Lizenziert als gemeinfrei über Wikimedia Commons

ckelte. Aristoteles habe, um seinen Theorien mehr Autorität zu verleihen, mathematische Beweismethoden in allgemeine logische Methoden transformiert, vor allem in die der syllogistischen Schlussfolgerung, die auch für die moderne Logik grundlegend wurde.

Sich in soziale Kontexte hineindenken

Um zu untersuchen, wie in verschiedenen Gesellschaften Autorität neu geschaffen oder übertragen wurde, müssen sich die Forscher in komplexe kulturelle, religiöse und soziale Zusammenhänge hineindenken. Zu diesem Zweck setzen sie sich vor allem mit antiken Texten, Inschriften und bildnerischen Zeugnissen auseinander. Bei der Beobachtung der Phänomene und ihrer Transformationen ist ihnen besonders wichtig, die jeweiligen kulturellen Hintergründe und Zusammenhänge präzise zu beschreiben. »Allzu oft wird bei vergleichender Betrachtung von Texten und Bildmaterial anderer Kulturen nach vertrauten Schemata gesucht – und das verstellt den Blick auf die jeweils individuellen Realitäten«, erläutert Renger. »Wir versuchen dagegen, den Begriff der



Drei von über zwanzig Beteiligten:

Almut-Barbara Renger ist Professorin für Religionswissenschaften an der Freien Universität Berlin. Markus Asper, Professor für Gräzistik, und Markus Witte, Professor für Exegese und Literaturgeschichte des Alten Testaments, lehren und forschen an der Humboldt-Universität zu Berlin.



Fotos: Barbara Renger; Harald Schnur; privat

Autorität nicht einfach von außen in einen Kontext hineinzubringen, sondern überall genau zu schauen, wie die sozialen Prozesse ablaufen. Dabei geht es auch darum, eine rein altertumswissenschaftliche Perspektive zu durchbrechen.« Auf einer großen Tagung, die Renger gemeinsam mit Markus Witte organisiert hatte, wurde ein sehr breites kulturelles Spektrum in den Blick genommen: Internationale Referentinnen und Referenten zeigten, wie Autorität beispielsweise in Religionsgemeinschaften in Nepal, Tibet, Indien, Japan oder Mali geschaffen wird. Gemeinsam diskutierten sie auch die Weitergabe und räumliche Ausbreitung von Wissen.

Die Auseinandersetzung mit modernen Theorien ist ein zusätzlicher Weg, über den sich Wissenschaftler der Forschergruppe »Persönliche Autorisierung von Wissen« ihrem Thema nähern. Eine Autorin, die das so vielschichtige wie faszinierende Funktionieren von Autorität intensiv reflektiert hat, ist Hannah Arendt. Aufschlussreich ist ihre Beobachtung, dass das Wesen von Autorität gerade darin besteht, nicht hinterfragt zu werden. Wo zu ihrem Erhalt aber Zwang angewendet wird, schwindet die Autorität. »Vom charismatischen religiösen Führer über den Philosophen bis zum weltlichen Herrscher – über die Jahrhunderte und in den jeweiligen sozialen Ordnungen tritt Autorität in sehr verschiedenen Formen auf«, sagt Renger. »Und es ist gerade für uns als Wissenschaftler interessant, zu verstehen, wie sehr auch die Anerkennung von Wissen durch Formen und Ausprägungen von Autorität bedingt ist.«



Nicht erst Wilhelm Busch wusste, dass Amtsgewalt nicht notwendigerweise mit persönlicher Autorität einhergeht. Wie aber entsteht Autorität in verschiedenen sozialen Kontexten? Die Forschergruppe »Persönliche Autorisierung von Wissen« untersucht soziale, literarische und wissenschaftsrhetorische Strategien der Herstellung von Autorität in verschiedenen antiken Kulturen und Religionen.

Lehrer Bokelmann in: Wilhelm Busch, Plisch und Plum, 7. Kapitel,

aus: Werke. Historisch-kritische Gesamtausgabe, Bd. 2, Hamburg: Standard 1959, S. 499–508 (www.zeno.org)

Restaurieren, Konservieren Vom Umgang mit Veränderungen

Im Zentrum der Disziplin steht das Objekt: ein Ding oder ein Bauwerk, das irgendwann Menschen geschaffen haben. Es gehört zu den elementaren Arbeitsformen der Altertumswissenschaften, aus Objekten etwas abzulesen über die Menschen, die sie gemacht und benutzt haben, über ihre Arbeitstechniken und ihre Lebensweise, aber auch über ihre Gesellschafts- und Wirtschaftsformen und sogar über ihr Denken und ihre Vorstellungen von der Welt und ihrem Jenseits. Der Umgang mit ihnen erfordert umfangreiches und vielfältiges Wissen und zarte Zuwendung.

»Dinge altern und nehmen Schaden – wie ein Mensch«, sagt Matthias Knaut, und in diesem Vergleich drückt sich schon etwas aus von der Umsicht und Behutsamkeit, die seine Disziplin Objekten zuwendet. Um die Lesbarkeit eines Objekts erhalten oder wiederherstellen zu können, ist umfangreiches Wissen notwendig. Da sind zunächst die naturwissenschaftlichen Grundlagen: Aus welchen Materialien besteht ein Objekt und was geschieht mit diesen Materialien über die Zeit, wenn es in der Erde, im Wasser oder an der Luft liegt? Mit welchen optischen, chemischen und anderen Methoden lassen sich Informationen darüber gewinnen? Dann geht es um den Umgang mit einem Objekt: Wie behandelt man es, legt es frei und reinigt es, ohne es zu zerstören? Eine immer wichtigere Rolle spielt hier, drittens, die Dokumentation des eigenen Tuns, die den Kontext und die verschiedenen Zustände von Objekten und Fundstellen über die Arbeitsprozesse hin festhält. Und viertens müssen Restauratoren etwas wissen von den historischen kulturellen Kontexten, in denen ein Objekt eine Rolle gespielt hat.

Ein Dilemma von Erhalten und Zerstören

Doch um welche Kontexte soll es überhaupt gehen? Gerade die jahrtausendealten Dinge, mit denen sich die Altertumswissenschaften beschäftigen, haben im Laufe ihrer Existenz verschiedene Transformationen durchlebt, sind umgenutzt und vielleicht auch ergänzt worden, wurden durch Erdbeben zerstört, verschüttet oder in Neues integriert. »In all ihren Zuständen mögen sie kennzeichnend gewesen sein für bestimmte Aspekte historischer Kulturen, möglicherweise auch für das Neben- und Miteinander verschiedener Kulturen«, erläutert Knaut und nennt als Beispiel den Parthenon in Athen, der zu verschiedenen Zeiten auch als Kirche und als Moschee fungiert hat. Auch die Silhouette einer Landschaft, wie sie Reisende zu einer bestimmten Zeit erblickten, kann so ein Charakteristikum sein. Die Restauratoren stehen vor dem Dilemma, mit dem Wiederherstellen einer bestimmten Phase der sogenannten Objektgeschichte – manche sprechen auch von der Objektbiografie – andere Phasen zu zerstören. Schon die verschiedenen Berufsbezeichnungen veraten etwas über die Spannung, die hier zu bewältigen ist: Spricht man im Englischen quasi nur vom *conservator*, so ist im Deutschen häufig zusammenfassend vom Restaurieren und Konservieren die

Gerade die jahrtausendealten Dinge, mit denen sich die Altertumswissenschaften beschäftigen, haben im Laufe ihrer Existenz verschiedene Transformationen durchlebt.



Der Vor- und Frühgeschichtler Prof. Dr. Matthias Knaut lehrt Konservierung und Restaurierung archäologisch-historischen Kulturguts an der Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin. In Topoi ist er Mitglied in Area C.

Foto: MG



Die Charta von Venedig (1964) und die Gründung von ICOMOS, des International Council on Monuments and Sites (1965) als Unterorganisation der UNESCO, waren Meilensteine für die Festlegung von Standards zum Umgang mit historischen Bauwerken.

Rede. Dem liegt eine Debatte zugrunde, die schon die Anfänge der Wissenschaft im 19. Jahrhundert prägte. Hatten erste Theoretiker der Restaurierung es als Aufgabe ihres Fachs angesehen, einen ursprünglichen, vom Künstler intendierten (aber möglicherweise nie verwirklichten) Zustand (wieder)herzustellen, so folgte hierauf bald die Kritik, mit einer solchen Arbeit würden nur Fälschungen geschaffen. Im deutschsprachigen Bereich waren es Georg Dehio und Alois Riegl, die sich dafür einsetzten, überlieferte Objekte zu konservieren statt durch Wiederherstellungsarbeiten ihre Lesbarkeit zu zerstören. »In der Praxis ist die beschriebene Spannung letztlich nie zu überwinden. Auch konservatorische Arbeiten verändern ein Objekt, der Verzicht auf restauratorisches Hinzufügen kann dagegen dazu führen, dass ein Bild oder ein Bauwerk gar nicht erkennbar ist«, so Knaut.



Ein erst in den letzten Jahren ins Bewusstsein gerückter Aspekt betrifft den aktuellen sozialen Kontext historischer Stätten: Wie lässt sich mit Fragen der Erhaltung und der touristischen Nutzung so umgehen, dass auch die Menschen vor Ort davon profitieren?

In Topoi, so Matthias Knaut, stehen die Restauratoren mit vielen anderen Expertinnen und Experten im wahrsten Sinne des Wortes um das Objekt herum und reflektieren die genannten Fragen gemeinsam: »Die optimale Konstellation«, findet Knaut, »um die beschriebenen Spannungen in der Arbeit mit dem Überlieferten produktiv werden zu lassen.«



Sorgfalt in jeder Phase

Ein aktuelles Beispiel aus der Arbeit der Berliner Landesarchäologie, die hier mit der Hochschule für Technik und Wirtschaft kooperiert: Um ihn vor Zerfall zu schützen, wurde ein Sarg aus dem 17. Jahrhundert mitsamt der umgebenden Erde vom Berliner Schlossplatz ins Labor gebracht – eine sogenannte Blockbergung. Die Säuberung des Leders und der Messingnägeln erfolgt mit feinen Pinseln.

Fotos: Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin



Die Bauforscherin und Denkmalpflegerin Katharina Steudtner koordiniert das Keytopic Transformation.

Foto: Melanie Jonasch

Transformation denken

»Durch das Gespräch mit den anderen neue Perspektiven auf die eigene Arbeit zu gewinnen – das ist eine der großen Chancen in so einem interdisziplinären Netzwerk wie Topoi«, findet Katharina Steudtner, wissenschaftliche Mitarbeiterin beim Deutschen Archäologischen Institut. Von den Debatten im Keytopic Transformation profitiert sie beispielsweise für ihre Beschäftigung mit archäologischen Grabungsstätten und deren komplexer Geschichte.

Eine Gruppe von Männern und Frauen steht um einen Tisch herum und beugt sich über eine Abbildung. Ihre Haltung verrät, wie konzentriert sie bei der Sache sind: bei dem, was sie auf dem Bild sehen, und bei dem, was sie einander darauf mit den Händen zeigen und vermutlich in Worten weiter erklären. Der französische Philosoph und Soziologe Bruno Latour, der das Foto in einem seiner Bücher zeigt, diskutiert daran, was es bedeutet, dass Menschen sich aus verschiedenen Perspektiven und doch gemeinsam ein Bild von einer Wirklichkeit verschaffen.

»Keytopics« heißen übergreifende Themen in Topoi, die von Mitgliedern verschiedener Forschungsgruppen interdisziplinär diskutiert werden, sowie die Foren selbst, in denen dieser Austausch stattfindet.

Neben *Transformation* gibt es die Keytopics *Wassermanagement*, *Innovationen*, *Mapping*, *Ökonomie* und *Identitäten*, denen jeweils bereits eine Ausgabe von Raumwissen gewidmet war.



Gemeinsame Orientierung über den eigenen Standpunkt und zu gehende Wege – keineswegs eine Banalität, wie Bruno Latour reflektiert.

Foto und Reflexion in: Bruno Latour, *Die Hoffnung der Pandora*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2002, S. 40

Die Situation an so einem Tisch kennt Katharina Steudtner sehr gut aus der Architektur, der vor der Bauforschung und Denkmalpflege ihr erstes Studium galt. Dort hat sie erlebt, »wie man gemeinsam zu guten Ideen kommt«.

In den Treffen der Keytopic-Gruppe Transformation geht sie mit anderen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern einer besonders komplexen Fragestellung nach: Welche Bedeutung können Transformationen unterschiedlicher Art für ihre Forschungen haben? Gerade die Beschäftigung mit zentralen Texten der Soziologie hilft bei der Beantwortung dieser Frage – so etwa die Aussagen Latours zu Wissenskonzepten.

Die am Keytopic Beteiligten stammen neben der Archäologie aus unterschiedlichen Disziplinen, beispielsweise der Philosophie, verschiedenen Sprach- und Literaturwissenschaften oder der Soziologie. Auch

Visualisierungsexperten, ein Geograf, ein Jurist und eine Astronomin sind dabei. »Wir lesen gemeinsam theoretische Texte und jeder beschreibt, welche Impulse sich daraus für die eigene Arbeit ergeben. Dabei entdecken wir oft inhaltliche Beziehungen, mit denen wir gar nicht gerechnet hatten.« Die Treffen organisiert Steudtner gemeinsam mit dem Ägyptologen Daniel Werning und der Soziologin Christine Gerbich. Werner Kogge, ein Philosoph, hilft ihnen die Fragen zu strukturieren und gibt inhaltliche Impulse.

»Interdisziplinäres Denken zwischen Architektur und Geschichte, Kunstgeschichte und Denkmalpflege ist grundlegend für meine Arbeit.«
Katharina Steudtner

Transformation – Ein vielschichtiger Begriff

Eine Bedeutungsebene von Transformation liegt quasi auf der Hand: Da geht es um die Veränderungen von Kulturen, Gesellschaften und Systemen, mit denen sich historische Wissenschaften per se beschäftigen. Eine weitere Ebene betrifft die sogenannten epistemischen Transformationen, also Veränderungen im Denken und Verstehen der Welt. Dies hat Folgen für die Wissenschaft selbst: »Wenn sich unser Denken grundlegend verändert, führt dies auch dazu, Forschungsansätze und disziplinübergreifende Herangehensweisen zu hinterfragen – da konnten wir von Latour viel lernen«, so Steudtner. In ihrer Forschung hat sie selbst sich mit so unterschiedlichen Themen wie archäologischen Stätten in der Türkei, der Berliner Mauer oder dem Berliner Schloss Charlottenburg beschäftigt, über dessen Wiederaufbau sie ihre demnächst als Buch erscheinende Dissertation schrieb.

Für die Verbindung von Denkmalpflege und Altertumswissenschaften besonders interessant sind Steudtners Untersuchungen zum



Welches Bild einer antiken Stätte erscheint den Archäologen erhaltenswert? Apollontempel in Didyma während der Freilegung, im Vordergrund von einem Erdbeben niedergelegte Säulentrommeln. Diese ließen die Archäologen als Zeugnis der Bau- und Zerstörungsgeschichte liegen, die meisten Häuser der Griechen links wurden abgerissen.

Foto: Antikensammlung, Staatliche Museen zu Berlin, Negativ-Inv.-Nr. PM 6092

publiziert in: Knackfuss, Hubert: Didyma.

Die Baubeschreibung in drei Bänden.

Teil 1.2: Fotografien, Berlin 1941: Tafel 39, Foto 53

»Den Archäologen war jedoch bewusst, dass ihre Entscheidung für etwas immer auch eine Entscheidung gegen etwas ist.«



Apollontempel in Didyma 2014

Die Mittel der Ergänzung und Stabilisierung ließen die Restauratoren bewusst sichtbar.

Foto: Katharina Stuedtner

Umgang mit den Ruinen des Apollonheiligtums im türkischen Didyma. Dort wurde seit dem 6. Jahrhundert v. Chr. mehr als zweitausend Jahre lang gebaut, umgebaut und umgenutzt, ehe um 1500 ein Erdbeben nur drei Säulen aufrecht stehen ließ. Das Areal wurde erneut besiedelt, der Trümmerberg mit einer Windmühle gekrönt. Katharina Stuedtner analysiert, welchen Prinzipien Archäologen folgten, die ab dem 19. Jahrhundert in den Ruinen gruben und Teile wiederherstellten. »Die Silhouette mit den drei Säulen war seit dem 18. Jahrhundert ein markanter Anlaufpunkt auf der sogenannten Grand Tour, der Bildungsreise junger Adliger und reicher Bürgersöhne. Für die Griechen, die sich im 18. bis 19. Jahrhundert dort ansiedelten, interessierte sich quasi niemand – heute würden vermutlich Ethnologen fragen, was an diesem Ort so speziell war, dass die Men-

»Es wird vorkommen, daß man unter Umständen eine jüngere, z. B. byzantinische oder parthische Mauer beseitigen muß, um in eine tiefere, wichtigere Schicht dringen zu können.«
Theodor Wiegand, 1939

schen dort leben wollten.« Die deutschen Archäologen, die ab dem frühen 20. Jahrhundert in Didyma arbeiteten, stellten vor allem die hellenistischen Baureste heraus. »Ihnen war jedoch bewusst, dass ihre Entscheidung für etwas immer auch eine Entscheidung gegen etwas ist. Deshalb haben sie ihre Arbeit sehr genau dokumentiert, so dass wir heute sehen können, welche Schichten dort einmal vorhanden waren.« Katharina Stuedtner betrachtet nun die sich verändernden Konzepte von Denkmalpflege und Konservierung/Restaurierung, die den verschiedenen Phasen der Freilegung und des Teilwiederaufbaus zugrundelagen. »Um von den Ruinen und den Fotos auf solche Konzepte zu schließen und zu verstehen, auf welche Fragen sie antworteten, sind mir die Lektüren und Diskussionen in dem Keytopic sehr hilfreich.«

Mit im Team des Keytopic Transformation

Christine Gerbich,
Soziologin, Doktorandin
an der Freien Universität
Berlin, Forschungsgruppe
Fragments, Ruins,
and Space
(Interview S. 50)

Dr. habil. Werner Kogge,
Philosoph an der
Freien Universität Berlin,
Topoi Lab B

Dr. Daniel Werning,
Ägyptologe an der
Humboldt-Universität
zu Berlin, Topoi Lab C
Keytopic Mapping

Das »Topoi Lab« widmet sich der Reflexion theoretischer, methodologischer und epistemologischer Konzepte, die die Forschung der einzelnen Research Areas des Exzellenzclusters bestimmen.



Prof. Dr. Verena Lobsien (Humboldt-Universität zu Berlin) ist Principal Investigator bei Topoi und Teilprojektleiterin im SFB Transformationen der Antike.

Foto: Franzis von Stechow

Topopoetologin

Manche Aspekte der Antike werden erst sichtbar, wenn man sie aus der Distanz betrachtet. Verena Lobsien, Anglistin und Neuphilologin, untersucht die Transformation antiker Gehalte im England der frühen Neuzeit und der Renaissance – und erforscht dabei zugleich, wie diese kulturellen Elemente die damalige englische Gesellschaft veränderten. Die Zusammenarbeit zwischen Topoi und dem Sonderforschungsbereich Transformationen der Antike empfindet sie als äußerst produktiv.

Heftige Kontroversen über die Religion erschütterten das England des 17. Jahrhunderts. Puritanische Frömmigkeit, cartesianischer Rationalismus, eine neue, empirische Naturforschung und die als atheistisch verschriene Staatslehre eines Thomas Hobbes standen streitbar nebeneinander. In dieser Situation war es die Besinnung auf Grundgedanken Platons, die einen Weg zum Frieden zu weisen versuchte. Ein allen Menschen gemeinsamer, angeborener, zugleich vernünftiger und natürlicher ›Gottessinn‹ könne, so dachten einige, die auseinanderstrebenden

»Die in den antiken Texten aufgehobenen Ideen und Denkweisen haben die Kultur auch in England auf allen Ebenen verändert ...

Weltanschauungen verklammern. Was später ein Grundzug der anglikanischen via media werden sollte, hatte auf der damaligen intellektuellen Bühne zwar keinen großen Erfolg. Aber es bildet einen wichtigen Teil in einem umfassenden symbolischen Ensemble, das in unterschiedlichen Formen bis heute kulturell präsent ist. Die Cambridge Platonists, Hauptvertreter jener neuen alten Ideen, bilden eines der Forschungsthemen von Verena Lobsien. »Die Wiederentdeckung und Neukonstruktion der Antike seit der Renaissance kann in ihrer Bedeutung für die beginnende Moderne überhaupt nicht hoch genug eingeschätzt werden. Die Texte, ob platonisch, epikureisch oder stoisch, die nun wieder zugänglich gemacht wurden, und die in ihnen aufgehobenen Ideen und Denkweisen haben die Kultur auch in England auf allen Ebenen verändert.« Die Beispiele reichen von der höfischen Liebe und Poesie über die empirische Naturforschung bis hin zur stoizistischen Alltagsideologie, die über Werke von Cicero und Seneca schon in der Schule vermittelt wurde. »Und natürlich war die Art, wie man die alten Texte las, zugleich eine Transformation der Antike!«

... und natürlich war die Art, wie man die Texte las, zugleich eine Transformation der Antike!«

Herstellungen der Antike

In Topoi verfolgt Verena Lobsien mehrere Forschungsvorhaben innerhalb der Forschergruppen zu Wirtschaft (B-3), zu Metaphern (C-2) und zu immateriellen Ursachen (D-4). Für ihre Arbeit hat sie zwei eigene Konzepte entwickelt: Unter dem Stichwort »Topopoetik« untersucht sie, auf welche Weise antike Raumkonzepte bei ihrer Aufnahme in neuzeitliche literarische Texte bearbeitet, verändert und neu modelliert wurden (im Wortsinn von *poiein*: machen, schaffen). Im Rahmen einer »Psychotopologie« betrachtet sie insbesondere, wie zu verschiedenen Zeiten die Räume der Seele gedacht, ihre Kräfte verortet und in ein gedeihliches, ›haushälterisches‹ Verhältnis gebracht wurden. Ein damit zusammenhängendes Forschungsfeld ist die Untersuchung der Wandlungen der *Oikonomia*, der antiken Lehre vom Haushalt. So zeigt sie, wie in Shakespeares »Timon von Athen« der frühneuzeitliche Ökonomisierungsschub vorgeführt und gleichzeitig einer scharfen Kritik unterzogen wird: Timon, der sich mit Geld Freunde machen will, handelt dabei nicht nur gegen die altergebrachten Regeln des Haushaltens, sondern muss erleben, dass sich Nachbarschaft und Freundschaft nicht mehr im Gefühls- und Handlungsrepertoire seiner ökonomisch denkenden Zeitgenossen befinden.



Shakespeare siedelte einige seiner Dramen in der Antike an. Der Protagonist seines Stückes »Timon von Athen« muss erleben, wie die Werte der *Oikonomia* zugrundegehen – eine Transformation antiker Themen als Reaktion auf die wirtschaftlichen Entwicklungen seiner Zeit.

Timon of Athens, Act IV, Scene III – incomplete proof copy without titles. Part of a series of line and stipple engravings commissioned by John Boydell for an edition of Shakespeare's plays with illustrations by the best artists in England. 1799. Museum of London, Inv.-Nr. 003049



»Heilige Seelen-Lust« lautet der Titel der Liedersammlung, die Johannes Scheffler 1668 unter seinem Pseudonym Angelus Silesius (»schlesischer Engel«) veröffentlichte – und auf dem Frontispiz scheint sich das Seelengeschehen zwischen dem Irdischen und dem Göttlichen sicht- und hörbar zu materialisieren. Die Beziehungen zwischen dem immateriellen und dem physischen Raum sind der Forschungsgegenstand der Topoi-Gruppe D-4, der Verena Lobsien angehört.

»Seelenlust ist natürlich auch ein wichtiger Motor des wissenschaftlichen Arbeitens«, sagt sie.

Martinus-Bibliothek, Wissenschaftliche Diözesanbibliothek des Bischöflichen Priesterseminars Mainz, Sign. 3/1694

Zusammenarbeiten!

»Bei diesen Forschungen bin ich auf die Kooperation mit Kolleginnen und Kollegen etwa aus der Philosophie oder den Philologien, der Geschichte oder den Kulturwissenschaften angewiesen, die sich mit den antiken Denkmodellen und ihrer Geschichte gut auskennen.« Die Frage, welche »produktiven Aneignungen« der antiken Wissenschaften und Künste für die Formierung der »Wissenschaftssysteme und der kulturellen Selbstkonstruktion der europäischen Gesellschaften« wirksam wurden, wird seit 2005 intensiv in dem an der Humboldt-Universität angesiedelten Sonderforschungsbereich Transformationen der Antike untersucht, in dem Verena Lobsien ein Teilprojekt leitet. »In Topoi liegt der Akzent deutlich stärker auf der Erforschung der Kulturen der Antike selbst, auf ihrer enormen Vielfalt, nicht zuletzt auch auf ihren materiellen Produkten. Dinge erzählen Geschichte, wenn man sie zu lesen und zu deuten versteht. Diese Deutungen zusammenzubringen mit den Transformationen der antiken Themen in späteren Texten – auch darin sehe ich meinen Beitrag als Literaturwissenschaftlerin. Die gemeinsame Arbeit an einer Hermeneutik der Antike, begleitet von wechselseitiger Reflexion im Gespräch der unterschiedlichen Wissenschaftskulturen, empfinde ich als sehr bereichernd.«

»Der Blick von den späteren Transformationen aus erlaubt es, Aspekte an der Antike wahrzunehmen, für die sie selbst blind sein musste, deren Wirkung aber bis heute reicht.«
Verena Lobsien



Foto: Kuckertz

Von der Verantwortung der Archäologen, von Grenzen und von der Spielfreude

Ein Interview mit Prof. Dr. Friederike Fless, die mit Prof. Dr. Christof Rapp das erste Sprecher-Team von Topoi bildete. Heute ist sie Direktorin des Deutschen Archäologischen Instituts (DAI).

» Wissenschaftler haben Spaß an ihrer Arbeit, am Denken. Neugier und neue Fragen sind die eigentlichen Motoren der Forschung und Garanten für Exzellenz.«

Frau Fless, Sie waren bis Anfang 2011 Sprecherin von Topoi, seither leiten Sie das DAI. Das Thema dieses Hefts verlockt, zu fragen: Welche Transformationen gab es in Ihrem Blick auf Topoi?

Durch den Abstand und die neue Position habe ich nun einen vielleicht noch stärker politischen Blick darauf, wie Institutionen handeln und wie man in ihnen handelt.

Das Politische ist ja auch in einem sehr konkreten Sinne Teil Ihrer Arbeit. Das DAI ist, wie es offiziell heißt, eine Bundesanstalt im Geschäftsbereich des Auswärtigen Amtes. Sie sind sicherlich auch so etwas wie eine Diplomatin, wenn Sie weltweit in archäologischer Mission unterwegs sind. Was haben Wissenschaft und Diplomatie gemeinsam?

In beiden Bereichen geht es um genaue Wahrnehmung, Analyse und stetige Aushandlungsprozesse. Diese standen auch am Anfang von Topoi, als es darum ging, dass Freie Universität und Humboldt-Universität gemeinsam einen Antrag auf ein Exzellenzcluster stellen. Da gab es auf beiden Seiten eigene Vorstellungen und

auch Verhandlungskulturen. Auch die Auswahlkriterien der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), die den Antrag zu bewerten hatte, waren auf die Konkurrenz der Universitäten um den Status einer Eliteuniversität angelegt und nicht darauf, einen gemeinsamen und gleichberechtigten Antrag zweier Universitäten zuzulassen.

Aber es hat funktioniert – und zwar hoch erfolgreich, wie alles aussieht!

Ja. Aber so ein gutes Miteinander muss auch immer neu gewonnen werden. Da haben die Sprecher eine wichtige Aufgabe – und die machen das ausgezeichnet! Dabei geht es nicht nur um die Zusammenarbeit der beiden Universitäten – Kooperationspartner in Topoi sind ja auch weitere, sehr unterschiedliche Institutionen: die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, das Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, die Stiftung Preußischer Kulturbesitz mit ihren verschiedenen Museen und eben das Deutsche Archäologische Institut.

Aber genauso wichtig wie die institutionspolitische Ebene des Miteinanders dieser großen Einrichtungen ist der universitäre Alltag. Topoi mit seinen eigenen Themen und Fragen muss auch für die einzelnen Institute und Fachbereiche mit ihren Studierenden eine Bereicherung, nicht Belastung sein. Und das gelingt: Forscherinnen und Forscher kommen als Gäste an die Universitäten, Kolloquien und Workshops bereichern das Angebot auch für die Studierenden. Forschungsfreiräume, die jemand bekommt, um eine Studie innerhalb des Exzellenzclusters voranzutreiben, werden immer auch dadurch geschaffen, dass vollgültige Vertretungen neue Impulse in die Lehre einbringen.

Eine große Besonderheit an Topoi ist ja die starke Interdisziplinarität.

Wie funktioniert das praktisch, wie haben Sie persönlich das erlebt?

Topoi ist ein Ort des immer neuen Lernens und Begreifens. Und dies beginnt beim Nichtverstehen. Das fing unmittelbar in der Antragsphase an. Das Forschungspro-

gramm der Research Area A, Spatial Environment and Conceptual Design, sollte Archäologie und Geowissenschaften in gemeinsamen Projekten zusammenbringen. Das Problem war nur, dass wir nicht die gleiche Sprache sprachen. Die physische Geografin Brigitta Schütt korrigierte meinen Textentwurf für den Antrag in ihre Fachsprache, was mich wiederum so irritierte, dass ich den Text – in völliger Unkenntnis der physischen Geografie – wieder umschrieb, bis wir beide erschöpft und entnervt aufgaben. Dabei reifte die Erkenntnis, dass es lange dauern wird, bis wir unsere Fachsprachen gegenseitig verstehen. Und so entschieden wir uns, die Interdisziplinarität in die Doktorandenausbildung zu bringen. Jeweils ein Doktorand der Geowissenschaften und der Archäologie sollten als Tandem die Formationen und Transformationen einer antiken Landschaft erforschen. Wie die Ergebnisse zeigen, war dies ein Erfolgsrezept und nun, nach gut sieben Jahren Topoi und viele Doktorandentandems später, ist die Sprachlosigkeit zwischen den in Topoi beteiligten Disziplinen aufgehoben

und Übersetzungen zwischen den Fachsprachen sind nur noch selten notwendig.

Wie hat sich Topoi in der zweiten Phase, seit Ihrem Abschied, verändert?

In der ersten Phase von Topoi stand in den fünf großen Forschungsbereichen zunächst der Raum im Mittelpunkt. Im Verlängerungsantrag wurde hingegen das Thema des Wissens und dann auch ganz konkret das Zusammenwirken von *Raum* und *Wissen* als Faktoren komplexer Systeme der frühen Menschheitsgeschichte Thema. In den ersten fünf Jahren wurde auch deutlich, dass die Neugier der beteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler immer neue Themen und Fragen aufbrachte, die dann in übergreifenden Veranstaltungen mündeten. Daraus wiederum entwickelten sich die Keytopics. Und kaum hatte man die Keytopics definiert und im Forschungsprogramm installiert, traten neue Fragen auf ... Wissenschaftler sind ja in ihrem tiefsten Inneren Spieler! Sie haben Spaß an ihrer Arbeit, am Denken, am intellektuellen Spiel. Das sollte man befördern. Neugier

und neue Fragen sind schließlich die eigentlichen Motoren der Forschung und Garanten für Exzellenz.

Können Sie das Entstehen der fächerübergreifenden Fragen an einem Beispiel erklären?

In Area A arbeiten die Forscherinnen und Forscher daran, über chemische Untersuchungen von Knochen und Zähnen Wanderungsbewegungen von Menschen zu rekonstruieren. So lagern sich zum Beispiel Isotopen aus der Nahrung in unterschiedlichen Stadien des menschlichen Wachstums in Knochen und Zähnen ab. Vereinfacht gesagt, kann man aufgrund der Unterschiede in der Isotopenzusammensetzung zwischen einzelnen Gebieten die Ortswechsel von Personen rekonstruieren. Stellt man erst die Frage nach Migrationen, kommt man schnell mit Wissenschaftlern aus anderen Forschungsbereichen in ein Gespräch über die Frage der Mobilität und auch über die wissenschaftlichen Bilder, die Mobilität ausdrücken, wie beispielsweise das Bild der Welle, das vielfach zur

Beschreibung der Wanderung der Nomaden verwendet wird. Weitere Beispiele ließen sich anführen. Immer ist aber eine Leichtigkeit des Austausches wichtig. Die entsteht bei Topoi zunächst durch die Möglichkeit, Kolleginnen und Kollegen aus der ganzen Welt zur Diskussion einzuladen. Wichtig sind aber auch ganz einfache Dinge wie schöne Räume für Seminare oder das banale Equipment für angenehme Begegnungen in der Kaffeepause.

Was sind Ihre eigenen, neuen Fragen in Topoi?

Meine aktuellen Forschungsfragen sind auch aus der ersten Phase von Topoi hervorgegangen. Zudem sind sie stark durch mein jetziges Amt geprägt. In Topoi I befassten sich Kolleginnen und Kollegen, viele aus den Berliner Museen, damit, wie sich die Präsentation antiker Räume im Museum oder in Sammlungen seit dem 18. Jahrhundert verändert hat und wie man darauf aufbauend neue Konzepte entwickeln kann. In Topoi II haben wir das Thema in dem Projekt Fragments, Ruins, and

Space (C-3) noch weiter gefasst: Archäologen, Bauforscher und Denkmalpfleger legen Ruinen frei, präparieren einzelne Phasen heraus und schaffen durch die Dokumentation, Restaurierung und Rekonstruktion neue Bilder antiker Räume. In literarischen Beschreibungen und Reiseberichten erfassen und entwerfen Autoren seit der Spätantike bis heute eigene Bilder dieser Räume, die auf antiken Quellen beruhen können, gleichzeitig aber jeweils neue Sichtweisen auf antike Ruinenstätten eröffnen. Vorstellungen antiker Architekturen werden aber auch in Museen vom kleinen Modell bis hin zum großmaßstäblichen Nachbau geschaffen oder in digitale Animationen übertragen. Allen diesen Formen der »Formation und Transformation« bzw. »Perzeption und Repräsentation« antiker Räume ist gemeinsam, dass sie ein spezifisches Wissen über diese Räume schaffen und dies vermitteln, jeweils in den Medien ihrer Zeit, in unterschiedlichen Kontexten, vor Ort oder in den Museen auf der ganzen Welt. Diese medialen Umsetzungen prägen

wiederum unsere Wahrnehmung und unser Umgehen mit antiken Räumen. Von diesen generellen Beobachtungen ausgehend, entwickelt die Topoi-Forschergruppe ihre gemeinsame Forschungsagenda: Mit dem Blick in die Geschichte des Umgangs mit antiken Ruinen und archäologischen Objekten und ihrer Visualisierungen geht es darum, vorhandene Konzepte zu reflektieren und neue zu entwickeln.

Damit sprechen Sie das Thema Verantwortung an: Archäologen und auch die Vertreter anderer Altertumswissenschaften werden sich bewusst, dass sie es sind, die Bilder davon schaffen, wie die Welt in der Antike ausgesehen hat, und die diese Bilder in verschiedene Öffentlichkeiten vermitteln. Was bedeutet diese Verantwortung bezogen auf die Ausgrabungsorte selbst? Gibt es neben dem Tourismus noch andere Formen, wie diese archäologischen Stätten zu einem Teil des Lebens der jeweiligen Bevölkerung werden können?

Das hat viele verschiedene Aspekte. Eine sehr praktische Rolle spielt die handwerkli-

che Arbeit: Das DAI verfügt über eine lange Erfahrung in der Ausbildung der lokalen Bevölkerung vor Ort als Handwerker, Steinmetzen und Restauratoren. Heute wird dies als *Capacity Building* bezeichnet. So werden bei der Konservierung des großen Tempels von Yeja in Äthiopien Bewohner des dort liegenden Dorfes als Bauhandwerker und Restauratoren ausgebildet. Die Äthiopier sind aufgrund ihrer stetigen, präzisen und vorsichtigen Arbeitsweise ausgezeichnete Restauratoren. Und so ausgebildet, haben sie größere Chancen auf dem lokalen Arbeitsmarkt.

Wenn Ihnen noch Zeit bleibt neben all den wissenschaftspolitischen Aufgaben als Präsidentin des DAI, mit welchen wissenschaftlichen Themen beschäftigen Sie sich dann?

In Topoi ist es vor allem die gerade beschriebene Forschergruppe, es geht aber auch um den Abschluss des Projektes zu Roms Grenzen, das bereits in Topoi I mit Grabungen auf der Krim und in Zeugma in der Türkei begonnen wurde.

Alles Grenzen ...

Ja, Stadtmauern, Imperiumsgrenzen und auch sakrale Grenzen. Auch wenn die Aurelianische Stadtmauer in Rom noch heute das Stadtbild prägt und jeder beim Gedanken an die Grenzen des Römischen Reiches an einen Limes mit Mauer, Türmen, Wall und Graben denkt, erweisen sich die antiken Außengrenzen doch als weitaus vielfältiger und oftmals geradezu als nicht begrenzt.

Noch mal zurück zu Topoi. Wenn Sie Projekte in Topoi beschreiben, wird deutlich, wie konstruktiv die Zusammenarbeit über mehrere Disziplinen und Institutionen hinweg ist. Aber der Exzellenzcluster besteht nur bis 2017. Vieles von der Arbeit wird im Berliner Antike-Kolleg fortgesetzt, auch mit der Berlin Graduate School of Ancient Sciences. Aber denken Sie, dass ein Exzellenzcluster wie Topoi auch Langzeitwirkungen hat, also gewissermaßen selbst Transformationen auslösen kann?

Den kleinen Fächern, deren Artensterben das Bundesministerium für Bildung und

Forschung kartiert hat, wird gerne nachgesagt, dass ein großer Forschungsverbund für sie nicht funktionieren kann. Wenn man jedoch komplexe Fragen wie das Zusammenspiel von Raum und Wissen oder die Veränderung einer Landschaft infolge menschlicher Eingriffe verstehen will, wenn man analysieren will, wie sich innerhalb dieser Konstellationen menschliche Handlungsspielräume über die Zeit verändern, dann braucht man viele Spezialisten. Topoi hat Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in der Untersuchung solcher komplexen Systeme zusammengebracht. Und diese Transformation in der Kultur der Zusammenarbeit und gemeinsamen Forschung ist nicht so leicht rückgängig zu machen.



Archäologen gehen mit Transformationen um – eine verantwortungsvolle Aufgabe. Oben links: Eine Grabung im Innenhof der Moschee von Didyma nördlich des Tempelareals legt antike Bodenplatten frei und zeigt zugleich die darüber liegenden Schichten. Oben rechts: Geborgene Funde müssen gelagert und auch im wissenschaftlichen Sinne eingeordnet werden. Unten: Um den weiteren Verfall aufzuhalten, werden Ruinen regelmäßig gepflegt, etwa von Bewuchs befreit oder an Schadstellen ausgebessert. Die Arbeiten führen restauratorisch qualifizierte deutsche und türkische Steinmetzen gemeinsam durch.

Fotos Didyma 2013: Katharina Steudtner

Im Dialog mit zukünftigen Museumsbesuchern: Der Digitale Diwan

Andrew Curry

Die Museumswissenschaftlerin Christine Gerbich hat sich eine herausfordernde Aufgabe gesucht: Sie will möglichst ehrliche Rückmeldung von Menschen einholen, die möglicherweise eher ausweichen, wenn sie ihnen ihre Fragen stellt. Die von ihr gesammelten Informationen sollen Museumskuratoren darin unterstützen, Ausstellungen zu entwickeln, die für unterschiedlichste Besucherinnen und Besucher interessant sind – Ausstellungen, die ihnen etwas erschließen, was sie zuvor nicht wussten, und die dennoch nicht erdrückend oder zu didaktisch sind.

Die neue Rubrik *Gegenstände* stellt Dinge vor, die für die Arbeit in Topoi wichtig und aussagekräftig sind – wie der Digitale Diwan, eine App für Smartphone und Tablet.

Die Sammlungen des Museums für Islamische Kunst in Berlin bilden ein immenses Potenzial, um über die Verbindungen und Überlappungen von Kulturen ins Gespräch zu kommen.

In den meisten Museen in Deutschland hat die Öffentlichkeit keinen großen Einfluss auf die Gestaltung von Ausstellungen. Normalerweise erarbeiten Sammlungsexperten das Konzept und die praktische Umsetzung, und ganz zum Schluss entwickeln andere Museumsfachleute Programme für die Vermittlung. »Dagegen wäre es doch ideal«, so Gerbich, »wenn die Expertise beider Teams von Anfang an zusammengeführt würde. So könnten sie bei der Konzeption einer Ausstellung Vorwissen sowie Bedürfnisse des Publikums gleich einbeziehen.«

Im Museum für Islamische Kunst in Berlin ist man sich besonders bewusst, wie wichtig es ist, die Menschen über ihre jeweiligen Interessen anzusprechen. Seine Sammlungen bilden ein immenses Potenzial, um über die Verbindungen und Überlappungen von Kulturen ins Gespräch zu kommen. Für Menschen mit und ohne persönliche Verbindungen in die islamisch geprägte Welt ist das ein wichtiges Thema. Dennoch erreichen die Angebote des Museums nicht alle Bevölkerungsschichten. Während der Umgestaltung der Dauerausstellung, die 2019 abgeschlossen sein soll, bemüht sich das Museumsteam zusammen mit anderen Fachleuten aus Topoi auch intensiv um Wege, wie sich das Museum mehr für Menschen öffnen könnte, die üblicherweise nicht hierher kommen.

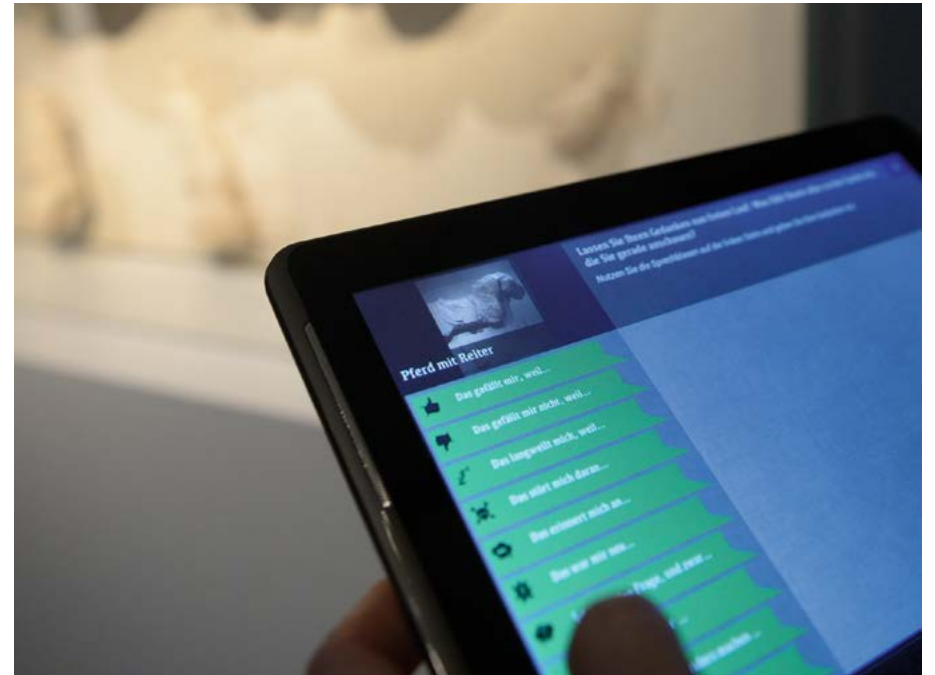
Über neue Ansätze der Ausstellungsentwicklung im Museum für Islamische Kunst schreiben Christine Gerbich, Bernhard Graf und Stefan Weber in ihrem Essay (S. 8).

*»Es kann nicht darum gehen,
komplexe Themen in den
Ausstellungen zu umgehen!«*

Es könne nicht darum gehen, komplexe Themen in den Ausstellungen zu umgehen, betont Christine Gerbich. Die App soll auch nicht abfragen, was Besucherinnen und Besucher sich wünschen. »Die Museumsforscherin Sharon McDonald sagt, dass so etwas zu wenig inspirierenden Ergebnissen führt – und sie hat recht.« Die Idee ist vielmehr, zu erkunden, was das Publikum bereits weiß und wofür es sich interessiert, um dort anzusetzen und eine gemeinsame Reise in ein neues Territorium anzutreten.

Ein Beispiel ist der kulturelle Reichtum des antiken Persien, für den im Museum für Islamische Kunst insbesondere die eindrucksvollen Funde aus der sassanidischen Hauptstadt Ktesiphon stehen. »Viele Leuten fallen zum Stichwort Antike nur Griechen und Römer ein. Sie wissen nichts von den Sassaniden und ihren Beziehungen zum römischen Reich«, so Gerbich. »Es ist wichtig, die Leute dort anzusprechen, wo sie sind: Wenn sie nur an Griechen und Römer denken, dann nutzen wir das als Ausgangspunkt.«

Um Interessen und Vorwissen zu eruieren, könnte sie nun einzelne Personen aus den unterschiedlichen potenziellen Besuchergruppen



Welches Vorwissen, welche Assoziationen und welche Interessen und Fragen haben Besucherinnen und Besucher zu den Dingen, die im Museum ausgestellt sind? Eine App könnte helfen, mehr darüber zu erfahren, um bei der Ausstellungsgestaltung die Sichtweisen der zukünftigen Nutzer besser einbeziehen zu können. (Design und Programmierung: Marlene Kettner, Magdalena Noffke)

Foto: Bernd Wannemacher

interviewen. Doch das impliziere eigene Probleme: »Jedes Interview ist letztlich eine durch Machtstrukturen geprägte soziale Interaktion«, erläutert Gerbich, die auch Soziologin ist. »Für Leute, die nicht ins Museum gehen, die vielleicht kaum ihren Stadtteil verlassen, hat ja möglicherweise diese Institution selbst schon etwas Einschüchterndes.« Kommt nun jemand aus einem Museumsteam auf sie zu, kann es passieren, dass sie gar nicht sagen, was ihnen durch den Kopf geht – einfach aus Angst, sich zu blamieren. So würde es quasi unmöglich, ein echtes Feedback zu erhalten.

*Ein Diwan ist auch ein Ort,
an dem Menschen zusammenkommen,
um ihre Gedanken auszutauschen.*

Gerbich griff zu einer technischen Lösung: Sie kreierte eine App. Und hoffte, dass dieses Werkzeug des 21. Jahrhunderts als neutrales Gegenüber funktionieren und so die schwierige soziale Dynamik vereinfachen könnte. »Der Gedanke bestand darin, mit einer Maschine die Verzerrung durch persönliche Befangenheit rauszunehmen«, sagt Bernhard Graf, Leiter des Instituts für Museumsforschung der Staatlichen Museen zu Berlin, die ebenfalls Partner von Topoi sind. »Denn die Person, die die Fragen stellt, hat einen großen Einfluss auf die Antworten, die man erhält.«

In der Zusammenarbeit mit einer Informatikerin und einer Designerin entstand eine App, auf der die Befragten ihr Feedback spielerisch

hinterlassen konnten, statt mit einer Person zu sprechen. Ihr Kern ist eine »Galerie« von Objekten aus der Sammlung des Museums, die die Befragten anklicken können, um ihre Kommentare oder Reaktionen zu hinterlassen. Gerbich nannte sie den Digitalen Diwan. Der Name spielt mit der Doppeldeutigkeit von *Diwan*: In mehreren europäischen Sprachen bezeichnet es ein Sofa zum Ausruhen; in der islamischen Welt ist ein Diwan aber auch ein Ort, an dem Menschen zusammenkommen, um ihre Gedanken auszutauschen.

Die in der App gestellten Fragen waren so formuliert, dass sie die Befragten anregen sollten, möglichst kreativ zu denken, etwa: »Wie würden Sie das einem Kind beschreiben?« Doch die ersten Tests machten deutlich, dass die Notwendigkeit des Schreibens die Nutzerinnen und Nutzer beim Feedbackgeben hemmte. Wieder fand sich eine technische Lösung: Das Team baute Möglichkeiten zur Sprachaufnahme oder zum Fotografieren ein.

Was dann passierte, war überraschend: »Die Technik war darauf ausgerichtet, Interaktion zu vermeiden, um den Leuten Freiraum zu geben«, erzählt Gerbich: »Aber sie wollten nicht mit einer Maschine reden!«

Offenbar war es schlicht zu langwierig oder zu künstlich, mit einer wie gut auch immer gestalteten App zu kommunizieren. Oder die Interviewten fanden ihre Reaktionen auf eine merkwürdig ausgestellte und wortreich beschriftete Skulptur nicht gewichtig genug, um sie auf dem Gerät zu hinterlassen. »Ihre wirklich interessanten Ge-

danken wollten sie lieber mir erzählen als der Maschine«, berichtet Christine Gerbich.

Die Museumsforscherin denkt nun darüber nach, wie sie die App sinnvoll weiterentwickeln kann. Denn auch wenn die bisherige Version noch nicht das gewünschte Ergebnis erzielt hat – um erste Hürden zu überwinden, hat sich die Technik als hilfreich erwiesen. Sicher ist, dass sie die Befragten nicht mit dem Gerät allein lassen wird – wie schwierig auch immer, Kommunikation mit Menschen funktioniert besser als die mit einem Gerät. Um etwas darüber zu erfahren, was die Angesprochenen über die ausgestellten Gegenstände wissen, denken oder gerne wissen möchten, gibt die App jedoch sehr genaue und äußerst hilfreiche Impulse.



Der mehrfach ausgezeichnete Journalist Andrew Curry schreibt u. a. für die Zeitschriften *Archaeology* und *National Geographic*. Von April bis Dezember 2014 war er *Journalist in Residence* bei Topoi.

Foto: Jennifer Porto



In der Vitrine im Museum für Islamische Kunst im Pergamonmuseum der Staatlichen Museen zu Berlin hängt eine Pferdefigur aus dem Wandrelief eines sassanidischen Palastes. Was mag eine Besucherin damit verbinden, der die Geschichte der Sassaniden fremd ist – die aber durchaus Interesse hat an den Kulturen in jener Region, in der bald darauf der Islam aufkam? Oder jemand, der selbst aus der Region stammt? ... Eine App könnte helfen, das partizipative Kuratieren zu unterstützen, um den Museumsraum zu einem Ort für Begegnung, Dialog und Debatte werden zu lassen.

Foto: Bernd Wannemacher

Edition Topoi

Die Publikationsreihe von Topoi als Forum zum Austausch für Forscherinnen und Forscher – on- und offline

»Wissenschaft ist im Wesentlichen kollaborative Forschung. Deshalb besteht wissenschaftliches Arbeiten nicht allein im Forschen, sondern auch darin, Ergebnisse in nachvollziehbarer Form zu veröffentlichen. Nur so kann man sich darüber austauschen und die Resultate für weitere Arbeiten nutzbar machen.«

Das erläutert Gerd Graßhoff, einer der beiden Sprecher von Topoi. »Ein Forschungscluster wie Topoi muss sich daher auch um exzellentes Publizieren bemühen«. Als Wissenschaftshistoriker beschäftigt er sich auch mit der Frage, wie Wissenschaftler von der Antike bis heute ihre Forschungsergebnisse veröffentlichten. »Seit den auf Tontafeln geschriebenen babylonischen astronomischen Tagebüchern vom 7. bis zum 1. Jahrhundert v. Chr. haben sich die Medien und Techniken, aber auch die Strukturen dieser Kommunikation immer wieder rasant verändert. Gleich geblieben ist, dass Publikationen gewissen Anforderungen genügen müssen, damit andere mit ihnen weiterarbeiten können.« Für jene astronomischen Keilschriften hat Graßhoff gezeigt, dass die Aufzeichnungen, die astronomische, meteorologische und politische Ereignisse täglich nach gewissen

Zwischenräume – diese Rubrik thematisiert Räume der Begegnung zwischen Disziplinen, Institutionen und Sprachen in Topoi. Die Edition Topoi spielt hier eine zentrale Rolle.

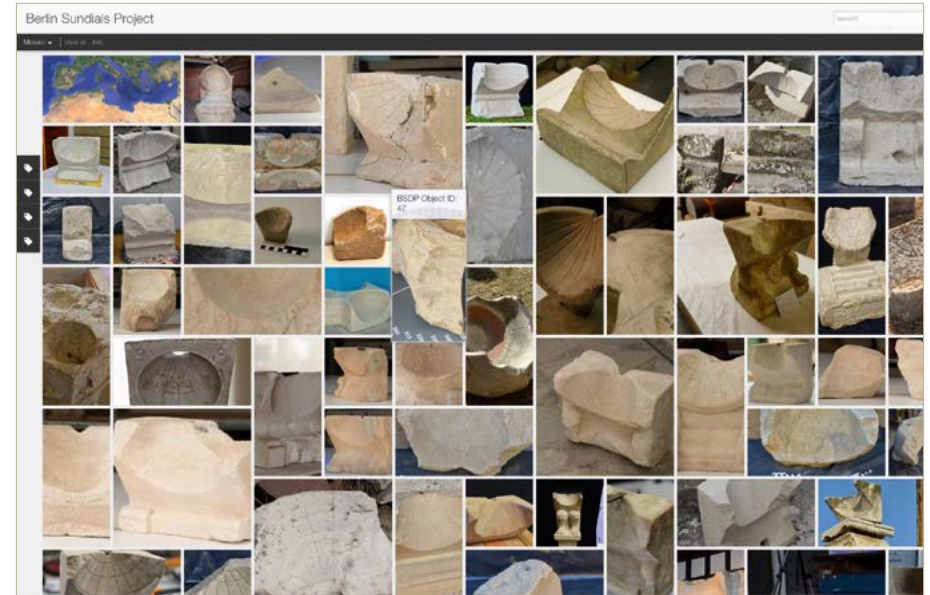
»Das Internet bedeutet eine Fülle neuer Möglichkeiten für die Kommunikation unter Forscherinnen und Forschern – nicht zuletzt hinsichtlich der Qualitätssicherung.«

Standards festhalten und zueinander in Beziehung setzen, einheitlichen formalen und inhaltlichen Anforderungen gehorchen. Aber das ist nur eines von unzähligen Beispielen: »In jeder Epoche, in jedem Kontext gab es Verfahren der Standardisierung und der Qualitätssicherung für die Veröffentlichung von Wissen. Das Interessante ist: Mit den vorhandenen Medien und technischen Möglichkeiten können sich auch diese Verfahren verändern. Information wird erst dann zu Wissen, wenn sie in einer Forschungsgemeinschaft geteilt wird.«

Im Zentrum der aktuellen Transformationen im wissenschaftlichen Publikationswesen steht der Übergang von der reinen Buchpublikation zur Veröffentlichung (auch) im Internet. Dies impliziert eine Fülle neuer Möglichkeiten für die Kommunikation unter Forscherinnen und Forschern – nicht zuletzt hinsichtlich der Qualitätssicherung. Dabei geht es zunächst um die praktische Zugänglichkeit: »Ein zentrales Kriterium für Wissenschaftlichkeit ist ja die Nachvollziehbarkeit. Indem ich bei einem Zitat angebe, aus welchem Buch es stammt, mache ich nachvollziehbar, auf welche Vorarbeiten ich mich beziehe. De facto ist es aber oft schwierig, an die Bücher heranzukommen, zum Beispiel weil sie nur in wenigen Bibliotheken vorhanden sind – ein Problem, das sich mit den sinkenden Budgets der

Die »Berliner Erklärung über offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen«, der sich unter anderem die Deutsche Forschungsgemeinschaft, die Humboldt-Universität zu Berlin und die Freie Universität anschlossen haben, plädiert für die freie Zugänglichkeit wissenschaftlicher Ergebnisse, aber auch der Dokumentation kulturellen Erbes im Internet (»Open Access«), und legt zugleich die rechtlichen Bedingungen ihrer Nutzung fest.

öffentlichen Einrichtungen und steigenden Preisen für Bücher noch verschärft. Hinzu kommen Beschränkungen durch Vertragslizenzen. Das Internet dagegen macht wissenschaftliche Publikationen leicht für jeden zugänglich, und zwar weltweit.« Doch die Möglichkeiten dieser Technologie reichen noch viel weiter. Beispielsweise können Informationen oder Texte, auf die sich eine Publikation bezieht, direkt durch Links in andere Publikationen eingebunden werden – was nicht zuletzt die Nachprüfbarkeit und erneute Nutzbarkeit erhöht. Speziell für die Internetpublikation entwickelte Zitiersysteme machen es einfacher, korrekt und mit allen notwendigen Angaben zum Urheber zu zitieren und die Zitate weiter zu nutzen. Und schließlich: Neben Texten können im Internet sehr gut auch Forschungsdaten unterschiedlichster Art veröffentlicht werden. Die verschiedenen technischen Möglichkeiten macht sich auch die neue Publikationsplattform von Topoi, die Edition Topoi, zunutze: Zur Qualitätssicherung bei Textpublikationen wird auf die gleichen Verfahren von Reviewing, Redaktion und Lektoren



Von den barocken Wunderkammern und Kleinodienschränken bis hin zu diesem Korallenschrank aus dem frühen 18. Jahrhundert, den das Berliner Naturkundemuseum beherbergt – der Versuch, mit Hilfe von Sammlungen ein Bild von der Welt zu gewinnen, hat lange Tradition. Das Anliegen der Edition Topoi ist es, wissenschaftliche Daten in einer qualitätsgesicherten Publikationsform zu veröffentlichen. Eines der ersten Repositorien der Edition umfasst Fotos und wissenschaftliche Angaben zu den ca. sechshundert weltweit bisher gefundenen antiken Sonnenuhren.

Foto links: Hwa Ja Götz, Museum für Naturkunde Berlin; Ansicht oben: Website des Berlin Sundials Project



Der Wissenschaftshistoriker Prof. Dr. Gerd Graßhoff, einer der Sprecher von Topoi, engagiert sich besonders für die Edition Topoi.

Foto: Bernd Wannemacher

rat zurückgegriffen, die im Wissenschaftsbetrieb auch in der Buchpublikation üblich sind. Im Unterbereich »Collections« wird darüber hinaus ein Datenbestand aufgebaut, mit dem wissenschaftliche Daten, aber auch Sammlungen wie beispielsweise archäologische Funde oder auch Kunstwerke eines bestimmten Genres publiziert werden können. Standardisierungen hinsichtlich der Darstellungsweise sowie der Angaben zu Fundorten, Bearbeitungszuständen usw. sollen dafür sorgen, dass die Daten verlässlich und zitierbar sind – jeweils als Publikation sui generis. »Es ist durchaus ein enzyklopädisches Projekt. Wir stehen erst am Anfang, aber perspektivisch wird es damit möglich, Funde aus der ganzen Welt zu einer Übersicht zusammenzutragen. Das eröffnet mit Sicherheit ganz neue Einsichten beispielsweise in Handelswege oder in die Wege der Weitergabe handwerklicher Fähigkeiten«, so Graßhoff. »Es ist eine aufregende Zeit der Wissenschaftsgeschichte und eine großartige Chance, an dieser Phase der Wissenschaftsentwicklung teilnehmen zu können.«

Über die genauen Publikationsbedingungen bei Edition Topoi informiert www.edition-topoi.org

Impressum

7. Jahrgang | Ausgabe Nr. 16 | ISSN 1869-7356

Herausgeber:

Exzellenzcluster 264 **TOPOI** *The Formation and Transformation of Space and Knowledge in Ancient Civilizations*

Verantwortliche im Sinne des Presserechts sind die Sprecher:

Prof. Dr. Gerd Graßhoff, Humboldt-Universität zu Berlin

Prof. Dr. Michael Meyer, Freie Universität Berlin

Redaktion:

Dr. Dagmar Deuring

www.buerofuertexte.de | www.textetage.com

Redaktionelle Beratung:

Dr. Hauke Ziemssen, Dr. Nina Diezemann

Text, sofern nicht anders angegeben:

Dr. Dagmar Deuring

Gestalterisches Konzept, Layout, Satz, Illustration:

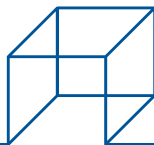
HEILMEYERUNDSERNAUGESTALTUNG

www.heilmeyerundsernau.com

Druck:

www.heenemann-druck.de

**EXCELLENCE
CLUSTER**



TOPOI

The Formation and Transformation of Space and Knowledge in Ancient Civilizations

Topoi Geschäftsstelle Dahlem

Hittorfstraße 18, 14195 Berlin

Tel. (030) 838 57271

sekretariat.fu@topoi.org

Topoi Geschäftsstelle Mitte

Hannoversche Straße, 10099 Berlin

Tel. (030) 2093 99073

sekretariat.hu@topoi.org

Internet: www.topoi.org

Kontakt Raumwissen: public.relations@topoi.org

PARTNER IN TOPOI

Freie Universität Berlin



HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN



berlin-brandenburgische
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN



**Stiftung
Preußischer Kulturbesitz**

DFG Deutsche
Forschungsgemeinschaft

Über Topoi

Topoi – The Formation and Transformation of Space and Knowledge in Ancient Civilizations bündelt die Berliner Stärken in der Erforschung der Antike. Von 2007 bis 2017 wird dieses Großprojekt mit über 250 Mitgliedern im Rahmen der Exzellenzinitiative von Bund und Ländern gefördert – als gemeinsamer Exzellenzcluster von Freier Universität Berlin und Humboldt-Universität zu Berlin in Kooperation mit der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, dem Deutschen Archäologischen Institut, dem Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte und der Stiftung Preußischer Kulturbesitz. Im Mittelpunkt der Forschung stehen die Begriffe »Raum« und »Wissen«.

In 23 Forschergruppen arbeiten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus unterschiedlichen Disziplinen zusammen – von der Archäologie und der klassischen Philologie über die Ägyptologie und die Philosophiegeschichte hin zu jenen Fächern, die sich mit der Transformation antiken Wissens in der Neuzeit beschäftigen. In Publikationen, Konferenzen und Ausstellungen präsentiert Topoi seine Forschungsergebnisse der Öffentlichkeit. Der weltweit einzigartige Verbund ist über Kooperationen und über die Einladung zahlreicher Gastwissenschaftlerinnen und Gastwissenschaftler auch international vernetzt. Die Zusammenarbeit starker Institutionen und traditionsreicher Disziplinen in Topoi, die Internationalität und der inhaltliche Fokus ermöglichen neue Ansätze für die Erforschung der Alten Welt.



ISSN 1869-7356